

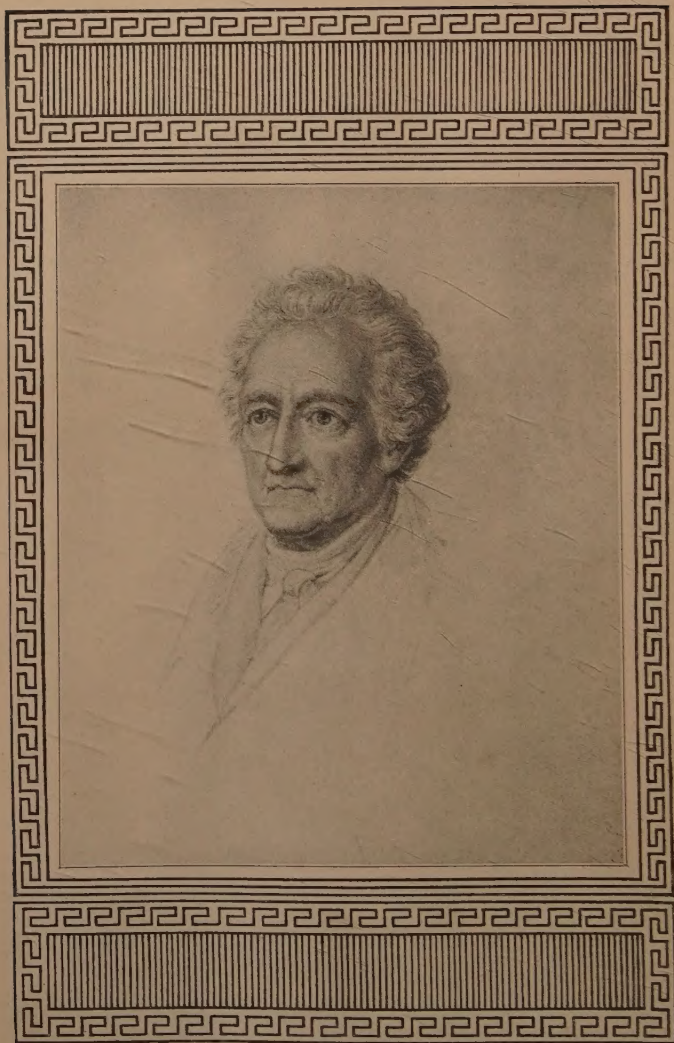
Goethe
als
Mensch

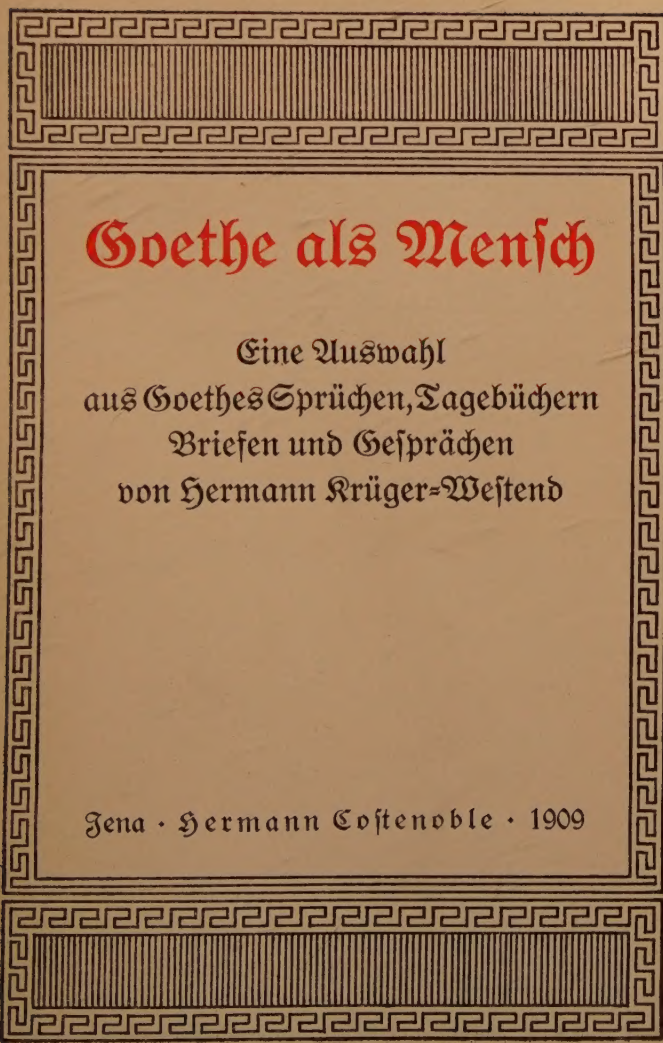


10. 2. 184

Goethe als Mensch







Goethe als Mensch

Eine Auswahl
aus Goethes Sprüchen, Tagebüchern
Briefen und Gesprächen
von Hermann Krüger-Westend

Jena · Hermann Costenoble · 1909

A. E. Fischer, Hoflieferant, Buch- und Kunstdruckerei, Gera-R.

Inhalt

Einleitung	1
Goethes Spruchweisheit	9
Aus den Briefen	113
Aus den Tagebüchern	179
Goethe im Gespräch	205
Goethe-Literatur	273

Man ist glücklich, wenn man eine
Liebhaberei hat, die ohne große
Kosten zu befriedigen ist und auf
ein tiefes Studium hinweist. In
schlimmen Zeiten, sie mögen nun
von außen oder von innen kommen,
findet man sich daran getröstet oder
gestärkt.

Goethe

Einführung des Herausgebers

Goethe ist heute der Gegenwart besonders nahegerückt. Wir sehen ihn heute weder als einen in hohen Wolken thronenden Halbgott noch als einen in enger Erdenwelt hausenden Philister. Was uns an Goethe besonders lieb und wert erscheint, ist seine vorbildliche Menschlichkeit. Wir haben erkannt, daß in Goethe die Seele der Menschheit am vollkommensten ausgebildet ist.

Goethes Bedeutung liegt nicht in einzelnen seiner Werke, sondern in der Gesamtheit seines Schaffens, in der sittlichen Wirkung seiner Persönlichkeit. Im ganzen Streben des Dichters besitz nichts eine so führende Rolle, wie der Drang nach Ethisch-Ästhetischem, nach dem Höchsten überhaupt. Das Sittlich-Schöne und Gute hat Goethe zu dem edelsten Menschen gemacht, dem wir uns nicht mit zitternder Sklavenehrfurcht nähern, sondern mit Liebe. Denn Goethe war nicht der kalte, abgesonderte Egoist, sondern ein Menschenfreund, den Jesus zum Vertrauten erkoren hätte.

Goethe ist der eigentliche Schöpfer des Begriffes Menschentum. Als Menschheitsgestalt ragt er in unsere Zeit hinein, den Weg leuchtend, den die Menschen gehen sollen, die idealen Ziele kündend, die sein strebender Geist erreichte. Und wenn wir nach den Mitteln fragen, mit denen er so Großartiges erreichte, dann darf die Antwort nicht allein lauten: Begabung und Gunst des Schicksals. Wäre Goethe nicht ein Mann von ausgereiftem Charakter, der souveräne Beherrscher einer nach langen Mühen erworbenen produktiven Arbeitsmethode gewesen, er

bätte über den Durchschnitt nicht hinausgeragt. Fleiß, Ausdauer, Folge und Beharrlichkeit waren die Geheimnisse seiner Lebenskunst. Das Ziel seines unvergleichlichen Bildungsdranges war die harmonische Ausbildung aller seiner Kräfte, das volle Ausleben seiner Individualität. Er besaß die seltene Kunst der Aufmerksamkeit und der starken Konzentration. Er floß gewaltigen Eindrücken, um an seiner Seele, seinem inneren Menschen, keinen Schaden zu nehmen. Er war sich seines Weges bewußt und wollte ganz seiner innersten Bestimmung gerecht werden, ganz seinen wünschenswertheiten Betuß ausfüllen: edlen Seelen vorzufühlen. Er erforchte das Erfordliche und verehrte ruhig das Unerfordliche. Darin erblickte er das schönste Glück des denkenden Menschen. Nichts aber war ihm verhaßter als eine laue Oberflächenskultur.

Goethe hat Unendliches geschaffen. Und doch ist all diese „Literatur“ im Goethischen Sinne nur „Fragment“. Größer als alle Spuren seines unermüdlichen Wirkens war sein Leben, seine menschliche Existenz, sein unverfälichtes Menschentum. Schon von Zeitgenossen wurde das Kunstwerk seines Lebens bewundert. Als Mensch war Goethe ohne Tadel. Nie hat er sich irgend eine Unredlichkeit zu schulden kommen lassen. Auf dem Neidsfade hat man ihn nie betroffen. Er war selbstbewußt, aber nicht stolz. Wenn er oft so erscheint, dann ist es nicht seine Schuld. In Demut verehrte er alles Große und Schöne. Goethe verliert nichts von seiner Größe, wenn wir erfahren, daß er ein Mensch war wie wir, mit mensch-

lichen Eigenschaften und Gebrechen. Hätte er die nicht gehabt, er wäre nicht mehr als eine kalte Statue geworden. Aber er war Mensch unter Menschen, schuf als Mensch Großes für Menschen. Die sauerste Lebensprobe bestand er, indem er sich selbst bezwang. Ein Befreier der Unfreien wollte er sein. Der Fundamentalsatz seiner Ethik heißt:

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet,

Dem Getriebe der Welt war Goethe abhold. In manchen Forderungen des Tages hat er eine Passivität bewahrt. Wo man ihn gern als obersten Richter gehört hätte, da schwieg er. Seine Gedanken wuchsen in beschaulicher Stille. Aus heißem Sehnen nach innerer Ruhe entstanden am 12. Februar 1776 die Verse:

Ach ich bin des Treibens müde! . . .
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

In solchen Stunden, wo nur der Atem guter und stiller Menschen seine Glückseligkeit fördern konnte, gewann er an Tiefe und Ausdehnung, erlebte er die tiefe Wahrheit der Worte: „Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt.“ In seinem Tagebuch ist zu lesen: „Das Beste ist die tiefe Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen kann.“ In dieser olympischen Ruhe und Heiterkeit fand Goethe die Kunst unbefangenen Schauens und Lauschens: die Lynkeusstimmung des reifen Alters. Ruhe und

nachgiebige Beharrlichkeit hat der Dichter hohe Glücksgüter genannt. Zu Ranzler Müller äußerte er einmal: „Es gibt nur zwei Wege, ein bedeutendes Ziel zu erreichen: Gewalt und Folge. Jene wird leicht verhaßt, reizt zur Gegenwirkung und ist überhaupt nur wenigen Begünstigten verliehen. Folge aber, beharrliche, strenge, kann auch vom Kleinsten angewendet werden und wird selten ihr Ziel verfehlen, da ihre stille Macht im Laufe der Zeit unaufhaltsam wächst.“

Goethes Leben war ein Kampf, hervorgegangen aus dem Ruf nach Tätigkeit. „Glender nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit!“ schrieb er 1779 in sein Tagebuch. Aus allem Leiden und Dulden heraus fand Goethe allein durch Streben und Tun den Weg zum neuen Menschen, zur Selbstbefreiung. Faust-Goethe sagt: „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß.“ Und im Faust, der Lebensbeichte des Dichters, stehen auch die inhaltsreichen Worte: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ Jede Arbeit findet in sich ihren schönsten Lohn. „Da, wo du bist, da, wo du bleibst, wirke, was du kannst, sei tätig und gefällig und laß dir die Gegenwart heiter sein.“ Eine andre weise Goethische Lebensregel lautet:

Willst du dir ein gut Leben zimmern,
Mußt ums Vergangene dich nicht kümmern,
Und wäre dir auch was verloren,
Erweise dich wie neugeborgen!
Was jeder Tag will, sollst du fragen,
Was jeder Tag will, wird er sagen.

Wie eine Friedensbotschaft an die Menschheit klingen diese Verse. Wie ein Leuchtturm erscheint hier der Dichter, der den Menschen auf dem stürmischen Lebensmeer die Fahrt zeigt. „Denken und Tun, Tun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit. Beides muß wie Aus- und Einatmen sich im Leben ewig fort, hin und her, bewegen. Wer sich zum Gesetz macht, das Tun am Denken, das Denken am Tun zu prüfen, der kann nicht irren, und irrt er, so wird er sich bald auf den richtigen Weg zurückfinden.“ Wer still an seinem Plaze zum Wohl der Allgemeinheit sich strebend müht, der ist ein wahrhaft guter Mensch im Sinne des Weisen von Weimar. Auf dem Boden der Humanität strebte Goethe eine Menschheitsverbrüderung an. „Humanus heißt der Heilige, der Weise, der beste Mann, den ich mit Augen sah.“ Auch die Worte stammen von Goethe: „Kindlein, liebt euch, oder, wenn das nicht gehen will, laßt wenigstens einander gelten.“

In Goethe dürfen wir ein Menschheitsideal verehren. Das Ideal des einzelnen Herzens wie der ganzen Menschheit. Er ist der Führer zu allem Edlen und Guten, zum wahren Glück, zur ästhetischen und sittlichen Kultur. Ihm können wir unsere Zukunft anvertrauen. In seiner menschlich-göttlichen Gesellschaft werden uns die Worte des Tischliedes zum innersten Erlebnis:

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmliches Behagen . . .

Aus der Schule nimmt man nur in seltenen Fällen Goethe als einen Vertrauten mit ins Leben.

Und doch wäre es die Erfüllung eines Ideals, wenn man den großen Erzieher zum Mittelpunkt der Jugenderziehung machen würde. Goethe muß Lebensquelle für ein immer größeres Publikum werden. Unser Buch will den Weg zu Goethe ebnen und so ein Führer sein zu edlem Menschentum. Es wird hier kein Goethe-Brevier, keine Zerstörung lebendiger Organismen gewagt, sondern eine sachliche Auswahl aus den Sprüchen, Briefen, Tagebüchern und Gesprächen mit besonderer Betonung der menschlichen Größe des Dichters dargeboten. Aus dem Zusammenhang herausgerissene Sentenzen fanden nicht Goethes Billigung. Deshalb ist in unserm Buche auch vermieden worden, „schöne Stellen“ aus den Werken des Dichters darzubieten. Aber Auswahl sammlungen ließ Goethe gelten, weil sie nach seinem eigenen Bekenntnis „manche gute Wirkung hervorbringen.“ Die beste Wirkung des Buches wäre, wenn aus dem hier versuchten Umrissbild des Menschen Goethe ein paar Werte fürs Leben geschöpft würden. In diesem Sinne will unsere Auswahl sammlung einladen zu Goethe, dessen Menschenfreundlichkeit für jeden ein gütiges Wort hat.

Goethes Spruchweisheit

Bei Goethes Sprüchen handelt es sich um keine Sammlung von Sentenzen und „schönen Stellen“ aus des Dichters Werken. Die Prosa- und Reimsprüche bilden vielmehr einen selbständigen Komplex Goethischer Gedanken, die der Dichter selbst „Bekanntnisse zu meinem und eurem Verständnis“ genannt hat. Reife Erfahrung, umfassendes Wissen und menschliche Güte vereinigen sich in den Sprüchen zu einer geistigen und sittlichen Kultur, wie sie eben nur der große Lebenskünstler Goethe schaffen konnte. Sein sittliches Ideal hat Goethe in seiner Spruchweisheit niedergelegt. Mit bewunderungswürdiger Gedrungenheit leuchtet er hinein in die Probleme der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens. Die Prosaprüche (Maximen und Reflexionen) sind von Goethe nicht zusammenhängend veröffentlicht worden. Er hatte Maximen und Reflexionen den „Wahlverwandtschaften“ und „Wanderjahren“ aus äußeren Gründen eingefügt. Andere Sprüche wurden in der „Farbenlehre“ und in den Zeitschriften „Kunst und Altertum“, „Zur Naturwissenschaft“ und „Zur Morphologie“ veröffentlicht. Erst Riemer und Eckermann haben 1840 die Maximen und Reflexionen zusammenhängend als „Sprüche in Prosa“ herausgegeben. Eine erschöpfende Ausgabe mit reichen wissenschaftlichen Erläuterungen verdanken wir Max Hecker (21. Band der Schriften der Goethe-Gesellschaft). Einen Auszug daraus bietet die von Herman Krüger-Westend unter dem Titel „Goethes Sprüche in Prosa“ im Inselverlag herausgegebene Sammlung. Die gereimten Sprüche stehen den Maximen und Reflexionen an innerem Wert vollgültig zur Seite. Alles was den Dichter in Liebe und Haß bewegte, was sein weltumfassender Blick erspähte, hat einen Ausdruck gefunden in den Sammlungen „Gott, Gemüt und Welt“, „Sprichwörtlich“, den „Zahmen Xenien“, „Invectiven“, im „West-östlichen Divan“ und in einzelnen Gedichten. Diese Sprüche bilden einen festen Bestand aller Goethe-Ausgaben. Eine selbständige Ausgabe der „Sprüche in Reimen“ hat M. Hecker im Inselverlag erscheinen lassen. Wie alles, was wir von Goethe besitzen, so ist auch jeder einzelne Spruch die unmittelbare Frucht eines realen Geschehnisses. Der Reichtum der Goetheschen Sprüche scheint unerschöpflich. In allen Lebenslagen bilden sie den besten Quell edelster Erbauung.

Maximen und Reflexionen

Wir blicken so gern in die Zukunft, weil wir das Ungefähre, was sich in ihr hin und her bewegt, durch stille Wünsche so gern zu unsern Gunsten heranzuleiten möchten.

Man mag noch so eingezogen leben, so wird man, ehe man sich's versieht, ein Schuldner oder ein Gläubiger.

Begegnet uns jemand, der uns Dank schuldig ist, gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir jemand begegnen, dem wir Dank schuldig sind, ohne daran zu denken.

Sich mitzuteilen ist Natur; Mitgeteiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird, ist Bildung.

Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter als durch das, was sie lächerlich finden.

Gewisse Mängel sind notwendig zum Dasein des Einzelnen. Es würde uns unangenehm sein, wenn alte Freunde gewisse Eigenheiten ablegten.

Die Leidenschaft erhöht und mildert sich durchs Bekennen. In nichts wäre die Mittelstraße vielleicht wünschenswerter als im Vertrauen und Verschweigen gegen die, die wir lieben.

Man nimmt in der Welt jeden, wofür er sich gibt; aber er muß sich auch für etwas geben. Man erträgt

die Unbequemen lieber, als man die Unbedeutenden duldet.

Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen; wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen steht.

Ich finde es beinahe natürlich, daß wir an Besuchenden mancherlei auszusagen haben, daß wir so gleich, wenn sie weg sind, über sie nicht zum liebevollsten urtheilen; denn wir haben sozusagen ein Recht, sie nach unserem Maßstabe zu messen. Selbst verständige und billige Menschen enthalten sich in solchen Fällen kaum einer scharfen Censur.

Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten.

Es gibt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieses Zeichen und den Grund zugleich überlieferte.

Das Betragen ist ein Spiegel, in welchem jeder sein Bild zeigt.

Es gibt eine Höflichkeit des Herzens; sie ist der Liebe verwandt. Aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußern Betragens.

Wir sind nie entfernter von unsern Wünschen, als wenn wir uns einbilden, das Gewünschte zu besitzen.

Niemand ist mehr Sklave, als der sich für frei hält, ohne es zu sein.

Gegen große Vorzüge eines andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe.

Es ist was Schreckliches um einen vorzüglichen Mann, auf den sich die Dummen was zugute tun.

Es gibt keinen größern Trost für die Mittelmäßigkeit, als daß das Genie nicht unsterblich sei.

Toren und gescheite Leute sind gleich unschädlich. Nur die Halbnarren und Halbweisen, das sind die gefährlichsten.

Die Schwierigkeiten wachsen, je näher man dem Ziele kommt.

Wenn der Mensch alles leisten soll, was man von ihm fordert, so muß er sich für mehr halten, als er ist.

Gewisse Bücher scheinen geschrieben zu sein, nicht damit man daraus lerne, sondern damit man wisse, daß der Verfasser etwas gewußt hat.

Die Weisheit ist nur in der Wahrheit.

Wenn ich irre, kann es jeder bemerken, wenn ich lüge, nicht.

Der Deutsche hat Freiheit der Gesinnung, und daher merkt er nicht, wenn es ihm an Geschmacks- und Geistesfreiheit fehlt.

Das kleinste Haar wirft seinen Schatten.

Die Freigebigkeit erwirbt einem jeden Gunst, vorzüglich wenn sie von Demut begleitet wird.

Man würde einander besser kennen, wenn sich nicht immer einer dem andern gleichstellen wollte.

In der Welt kommt's nicht drauf an, daß man die Menschen kenne, sondern daß man im Augenblick klüger sei als der vor uns Stehende. Alle Jahrmärkte und Marktschreier geben Zeugnis.

Nicht überall, wo Wasser ist, sind Frösche; aber wo man Frösche hört, ist Wasser.

Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen.

Jeder hat etwas in seiner Natur, das, wenn er es öffentlich aussprache, Mißfallen erregen müßte.

Wenn der Mensch über sein Physisches oder Moralisches nachdenkt, findet er sich gewöhnlich krank.

Dem tätigen Menschen kommt es darauf an, daß er das Rechte tue; ob das Rechte geschehe, soll ihn nicht kümmern.

Mancher klopft mit dem Hammer an der Wand herum und glaubt, er treffe jedesmal den Nagel auf den Kopf.

Das Zufällig-Wirkliche, an dem wir weder ein Gesetz der Natur noch der Freiheit für den Augenblick entdecken, nennen wir das Gemeine.

Bemalung und Punktierung der Körper ist eine Rückkehr zur Tierheit.

Geschichte schreiben ist eine Art, sich das Vergangene vom Halse zu schaffen.

Was man nicht versteht, besitzt man nicht.

Die Menschen verdrießt's, daß das Wahre so einfach ist; sie sollten bedenken, daß sie noch Mühe genug haben, es praktisch zu ihrem Nutzen anzuwenden.

Eine falsche Lehre läßt sich nicht widerlegen; denn sie ruht ja auf der Überzeugung, daß das Falsche wahr sei. Aber das Gegenteil kann, darf und muß man wiederholt aussprechen.

Alle Gegner einer geistreichen Sache schlagen nur in die Rohlen, diese springen umher und zünden da, wo sie sonst nicht gewirkt hätten.

Der Mensch wäre nicht der Vornehmste auf der Erde, wenn er nicht zu vornehm für sie wäre.

Das längst Gefundene wird wieder verscharrt; wie bemühte sich Tycho, die Kometen zu regelmäßigen Körpern zu machen, wofür sie Seneca längst anerkannt!

Der Schnee ist eine erlogene Reinlichkeit.

Wer sich vor der Idee scheut, hat auch zuletzt den Begriff nicht mehr.

Unsere Meister nennen wir billig die, von denen wir immer lernen. Nicht ein jeder, von dem wir lernen, verdient diesen Titel.

Der Schmutz ist glänzend, wenn die Sonne scheinen mag.

Der ist der glücklichste Mensch, der das Ende seines Lebens mit dem Anfang in Verbindung setzen kann.

Es ist mit Meinungen, die man wagt, wie mit Steinen, die man voran im Brette bewegt: sie können geschlagen werden, aber sie haben ein Spiel eingeleitet, das gewonnen wird.

Jedermann hat seine Eigenheiten und kann sie nicht loswerden: und doch geht mancher an seinen Eigenheiten, oft an den unschuldigsten, zugrunde.

Wer sich nicht zu viel dünkt, ist viel mehr, als er glaubt.

Ich bedauere die Menschen, welche von der Vergänglichkeit der Dinge viel Wesens machen und sich in Betrachtung irdischer Nichtigkeit verlieren. Sind wir ja eben deshalb da, um das Vergängliche unvergänglich zu machen; das kann ja nur dadurch geschehen, wenn man beides zu schätzen weiß.

Der Irrtum ist viel leichter zu erkennen, als die Wahrheit zu finden; jener liegt auf der Oberfläche, damit läßt sich wohl fertig werden; diese ruht in der Tiefe, danach zu forschen ist nicht jedermanns Sache.

Unreine Lebensverhältnisse soll man niemand wünschen; sie sind aber für den, der zufällig hineingerät, Prüfsteine des Charakters und des Entschiedensten, was der Mensch vermag.

Gegen die Kritik kann man sich weder schützen noch wehren; man muß ihr zum Trutz handeln, und das läßt sie sich nach und nach gefallen.

Wenn man von den Leuten Pflichten fordert und ihnen keine Rechte zugestehen will, muß man sie gut bezahlen.

Das Schöne ist eine Manifestation geheimer Naturgesetze, die uns ohne dessen Erscheinung ewig wären verborgen geblieben.

Aufrichtig zu sein, kann ich versprechen, unparteiisch zu sein, aber nicht.

Der Undank ist immer eine Art Schwäche. Ich habe nie gesehen, daß tüchtige Menschen wären undankbar gewesen.

Eine Sammlung von Anekdoten und Maximen ist für den Weltmann der größte Schatz, wenn er die ersten an schicklichen Orten ins Gespräch einzustreuen, der letzten im treffenden Falle sich zu erinnern weiß.

Wo der Anteil sich verliert, verliert sich auch das Gedächtnis.

Die Welt ist eine Glocke, die einen Riß hat: sie klappert, aber klingt nicht.

Die Zudringlichkeiten junger Dilettanten muß man mit Wohlwollen ertragen; sie werden im Alter die wahrsten Verehrer der Kunst und des Meisters.

Es gibt Menschen, die gar nicht irren, weil sie sich nichts Vernünftiges vorsetzen.

Das Besondere unterliegt ewig dem Allgemeinen; das Allgemeine hat ewig sich dem Besondern zu fügen.

Vom eigentlich Produktiven ist niemand Herr, und sie müssen es alle nur so gewähren lassen.

Wem die Natur ihr offenbares Geheimnis zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihrer würdigsten Auslegerin, der Kunst.

Wenn man alle Gesetze studieren sollte, so hätte man gar keine Zeit, sie zu übertreten.

Man kann nicht für jedermann leben, besonders für die nicht, mit denen man nicht leben möchte.

Der Appell an die Nachwelt entspringt aus dem reinen lebendigen Gefühl, daß es ein Unvergäng-

liches gebe und, wenn auch nicht gleich anerkannt, doch zulezt aus der Minorität sich der Majorität werde zu erfreuen haben.

Es ist ganz einerlei, vornehm oder gering sein: das Menschliche muß man immer ausbaden.

Ein alter gutmütiger Examinator sagt einem Schüler ins Ohr: »Etiam nihil didicisti« und läßt ihn für gut hingehen.

Man darf nur alt werden, um milder zu sein; ich sehe keinen Fehler begehen, den ich nicht auch begangen hätte.

Der Handelnde ist immer gewissenlos; es hat niemand Gewissen als der Betrachtende.

Der Haß ist ein aktives Mißvergnügen, der Neid ein passives; deshalb darf man sich nicht wundern, wenn der Neid so schnell in Haß übergeht.

Die Kunst kann niemand fördern als der Meister. Gönner fördern den Künstler, das ist recht und gut; aber dadurch wird nicht immer die Kunst gefördert.

Die Gelehrten sind meist gehässig, wenn sie widerlegen; einen Irrenden sehen sie gleich als ihren Todfeind an.

Die Schönheit kann nie über sich selbst deutlich werden.

Man sagt sich oft im Leben, daß man die Vielgeschäftigkeit, Polypragmosyne, vermeiden, besonders, je älter man wird, sich desto weniger in ein neues Geschäft einlassen solle. Aber man hat gut reden, gut sich und anderen raten. Älter werden heißt selbst ein neues Geschäft antreten; alle Verhältnisse verändern sich, und man muß entweder zu handeln ganz aufhören, oder mit Willen und Bewußtsein das neue Rollensfach übernehmen.

Der Mensch ist als wirklich in die Mitte einer wirklichen Welt gesetzt und mit solchen Organen begabt, daß er das Wirkliche und nebenbei das Mögliche erkennen und hervorbringen kann. Alle gesunde Menschen haben die Überzeugung ihres Daseins und eines Daseienden um sie her. Indessen gibt es auch einen hohlen Fleck im Gehirn, das heißt eine Stelle, wo sich kein Gegenstand abspiegelt, wie denn auch im Auge selbst ein Fleckchen ist, das nicht sieht. Wird der Mensch auf diese Stelle besonders aufmerksam vertieft er sich darin, so verfällt er in eine Geisteskrankheit, ahnet hier Dinge aus einer andern Welt, die aber eigentlich Undinge sind und weder Gestalt noch Begrenzung haben, sondern als leere Nachträumlichkeit ängstigen und den, der sich nicht losreißt, mehr als gespensterhaft verfolgen.

Wie wenig von dem Geschehenen ist geschrieben worden, wie wenig von dem Geschriebenen gerettet! Die Literatur ist von Haus aus fragmentarisch, sie enthält nur Denkmale des menschlichen Geistes, insofern sie in Schriften verfaßt und zulezt übrig geblieben sind.

Wer viel mit Kindern lebt, wird finden, daß keine äußere Einwirkung auf sie ohne Gegenwirkung bleibt.

Die große Schwierigkeit bei psychologischen Reflexionen ist, daß man immer das Innere und Äußere parallel oder vielmehr verslochten betrachten muß. Es ist immerfort Systole und Diastole, Einatmen und Ausatmen des lebendigen Wesens; kann man es auch nicht aussprechen, so beobachte man es genau und merke darauf.

Eigentlich weiß man nur, wenn man wenig weiß; mit dem Wissen wächst der Zweifel.

Die Irrtümer des Menschen machen ihn eigentlich liebenswürdig.

Den Stoff sieht jedermann vor sich, den Gehalt findet nur der, der etwas dazu zu tun hat, und die Form ist ein Geheimnis den meisten.

Die Menschen halten sich mit ihren Neigungen ans Lebendige. Die Jugend bildet sich wieder an der Jugend.

Wir mögen die Welt kennen lernen, wie wir wollen, sie wird immer eine Tag- und eine Nachtseite behalten.

Der Irrtum wiederholt sich immerfort in der Tat, deswegen muß man das Wahre unermüdlich in Worten wiederholen.

Die Menschen sind wie das Rote Meer: der Stab hat sie kaum auseinandergehalten, gleich hinterdrein fließen sie wieder zusammen.

Sich subordinieren ist überhaupt keine Kunst; aber in absteigender Linie, in der Deszendenz etwas über sich erkennen, was unter einem steht!

Erfahrung kann sich ins Unendliche erweitern, Theorie nicht in eben dem Sinne reinigen und vollkommener werden. Jener steht das Universum nach allen Richtungen offen, diese bleibt innerhalb der Grenze der menschlichen Fähigkeiten eingeschlossen. Deshalb müssen alle Vorstellungsarten wiederkehren, und der wunderliche Fall tritt ein, daß bei erweiterter Erfahrung eine bornierte Theorie wieder Gunst erwerben kann.

Zu allen Zeiten sind es nur die Individuen, welche für die Wissenschaft gewirkt, nicht das Zeitalter. Das Zeitalter war's, das den Sokrates durch Gift hinrichtete, das Zeitalter, das Hussen verbrannte: die Zeitalter sind sich immer gleich geblieben.

Die Wahlsprüche deuten auf das, was man nicht hat, wonach man strebt. Man stellt sich solches wie billig immer vor Augen.

Man muß seine Irrtümer teuer bezahlen, wenn man sie loswerden will, und dann hat man noch von Glück zu sagen.

Eigentlich lernen wir nur von Büchern, die wir nicht beurteilen können. Der Autor eines Buches, das wir beurteilen könnten, müßte von uns lernen.

Alle Mystik ist ein Transzendieren und ein Ablösen von irgend einem Gegenstande, den man hinter sich zu lassen glaubt. Je größer und bedeutender dasjenige war, dem man absagt, desto reicher sind die Produktionen des Mystikers.

Die Vorurteile der Menschen beruhen auf dem jedesmaligen Charakter der Menschen, daher sind sie, mit dem Zustand innig vereinigt, ganz unüberwindlich; weder Evidenz noch Verstand noch Vernunft haben den mindesten Einfluß darauf.

Charaktere machen oft die Schwäche zum Gesetz. Weltkenner haben gesagt: „Die Klugheit ist unüberwindlich, hinter welcher sich die Furcht versteckt.“ Schwache Menschen haben oft revolutionäre Gesinnungen; sie meinen, es wäre ihnen wohl, wenn sie nicht regiert würden, und fühlen nicht, daß sie weder sich noch andere regieren können.

Der Menschenverstand wird mit dem gesunden Menschen rein geboren, entwickelt sich aus sich selbst und offenbart sich durch ein entschiedenes Gewahrwerden und Anerkennen des Notwendigen und Nützlichen. Praktische Männer und Frauen bedienen sich dessen mit Sicherheit. Wo er mangelt, halten beide Geschlechter, was sie begehren, für notwendig und für nützlich, was ihnen gefällt.

Alle Menschen, wie sie zur Freiheit gelangen, machen ihre Fehler gelten: die Starken das Übertreiben, die Schwachen das Vernachlässigen.

Wir können einem Widerspruch in uns selbst nicht entgehen; wir müssen ihn auszugleichen suchen. Wenn uns andere widersprechen, das geht uns nichts an, das ist ihre Sache.

Welche Regierung die beste sei? Diejenige, die uns lehrt, uns selbst zu regieren.

Dozieren kannst du Tüchtiger freilich nicht; es ist, wie das Predigen, durch unsern Zustand geboten, wahrhaft nützlich, wenn Konversation und Katechisation sich anschließen, wie es auch ursprünglich gehalten wurde. Lehren aber kannst du und wirst du, das ist: wenn Tat dem Urteil, Urteil der Tat zum Leben hilft.

Es kann wohl sein, daß der Mensch durch öffentliches und häusliches Geschick zuzeiten gräßlich gedroschen wird; allein das rücksichtslose Schicksal, wenn es die reichen Garben trifft, zerknittert nur das Stroh, die Körner aber spüren nichts davon und springen lustig auf der Tenne hin und wieder, unbekümmert, ob sie zur Mühle, ob sie zum Saatkfeld wandern.

Das Absurde, mit Geschmack dargestellt, erregt Widerwillen und Bewunderung.

Von der besten Gesellschaft sagt man: ihr Gespräch ist unterrichtend, ihr Schweigen bildend.

Es ist nichts schrecklicher als eine tätige Unwissenheit.

Schönheit und Geist muß man entfernen, wenn man nicht ihr Knecht werden will.

Der Mystizismus ist die Scholastik des Herzens, die Dialektik des Gefühls.

Man schont die Alten, wie man die Kinder schont.

Der Alte verliert eins der größten Menschenrechte: er wird nicht mehr von seinesgleichen beurteilt.

Große, von Ewigkeit her oder in der Zeit entwickelte, ursprüngliche Kräfte wirken unaufhaltsam, ob nützend oder schadend, das ist zufällig.

Die Idee ist ewig und einzig; daß wir auch den Plural brauchen, ist nicht wohlgetan. Alles, was wir gewahr werden und wovon wir reden können, sind nur Manifestationen der Idee; Begriffe sprechen wir aus, und insofern ist die Idee selbst ein Begriff.

Wer gegen sich selbst und andere wahr ist und bleibt, besitzt die schönste Eigenschaft der größten Talente.

Die Kunst ist eine Vermittlerin des Unausprechlichen; darum scheint es eine Torheit, sie wieder durch Worte vermitteln zu wollen. Doch indem wir uns darin bemühen, findet sich für den Verstand so mancher Gewinn, der dem ausübenden Vermögen auch wieder zugute kommt.

Die Liebe, deren Gewalt die Jugend empfindet, ziemt nicht dem Alten, so wie alles, was Produktivität voraussetzt. Daß diese sich mit den Jahren erhält, ist ein feltner Fall.

Der Mensch, abgesehen von der Herrschaft, in welcher die Passion ihn fesselt, ist noch von manchen notwendigen Verhältnissen gebunden. Wer diese nicht kennt oder in Liebe umwandeln will, der muß unglücklich werden.

Alle Liebe bezieht sich auf Gegenwart; was mir in der Gegenwart angenehm ist, sich abwesend mir immer darstellt, den Wunsch des erneuerten Gegenwärtigseins immerfort erregt, bei Erfüllung dieses Wunsches von einem lebhaften Entzücken, bei Fortsetzung dieses Glücks von einer immer gleichen Anmut begleitet wird, das eigentlich lieben wir, und hieraus folgt, daß wir alles lieben können, was zu unserer Gegenwart gelangen kann; ja um das Letzte auszusprechen: die Liebe des Göttlichen strebt immer darnach, sich das Höchste zu vergegenwärtigen.

Das Höchste, was wir von Gott und der Natur erhalten haben, ist das Leben, die rotierende Bewegung der Monas um sich selbst, welche weder Rast noch Ruhe kennt; der Trieb, das Leben zu hegen und zu pflegen, ist einem jeden unverwüßlich eingeboren, die Eigentümlichkeit desselben jedoch bleibt uns und andern ein Geheimnis.

Cato ward in seinem Alter gerichtlich angeklagt, da er denn in seiner Verteidigungsrede hauptsächlich

hervorhob, man könne sich vor niemand verteidigen als vor denen, mit denen man gelebt habe. Und er hat vollkommen Recht: wie will eine Jury aus Prämissen urteilen, die ihr ganz abgehen? wie will sie sich über Motive beraten, die schon längst hinter ihr liegen?

Das Erlebte weiß jeder zu schätzen, am meisten der Denkende und Nachsinnende im Alter; er fühlt mit Zuversicht und Behaglichkeit, daß ihm das niemand rauben kann.

Gar selten tun wir uns selbst genug; desto tröstender ist es, andern genug getan zu haben.

Die höhere Empirie verhält sich zur Natur wie der Menschenverstand zum praktischen Leben.

Vor den Urphänomenen, wenn sie unseren Sinnen enthüllt erscheinen, fühlen wir eine Art von Scheu, bis zur Angst. Die sinnlichen Menschen retten sich ins Erstaunen; geschwind aber kommt der tätige Kuppler Verstand und will auf seine Weise das Edelste mit dem Gemeinsten vermitteln.

Allein kann der Mensch nicht wohl bestehen, daher schlägt er sich gern zu einer Partei, weil er da, wenn auch nicht Ruhe, doch Beruhigung und Sicherheit findet.

Im Reich der Natur waltet Bewegung und Tat, im Reiche der Freiheit Anlage und Willen. Bewegung ist ewig und tritt bei jeder günstigen Be-

dingung unwiderstehlich in die Erscheinung. Anlagen entwickeln sich zwar auch naturgemäß, müssen aber erst durch den Willen geübt und nach und nach gesteigert werden. Deswegen ist man des freiwilligen Willens so gewiß nicht als der selbständigen That: diese tut sich selbst, er aber wird getan; denn er muß, um vollkommen zu werden und zu wirken, sich im Sittlichen dem Gewissen, das nicht irrt, im Kunstreiche aber der Regel fügen, die nirgends ausgesprochen ist. Das Gewissen bedarf keines Ahnherrn, mit ihm ist alles gegeben; es hat nur mit der innern eigenen Welt zu tun. Das Genie bedürfte auch keine Regel, wäre sich selbst genug, gäbe sich selbst die Regel; da es aber nach außen wirkt, so ist es vielfach bedingt durch Stoff und Zeit, und an beiden muß es notwendig irre werden; deswegen es mit allem, was eine Kunst ist, mit dem Regiment wie mit Gedicht, Statue und Gemälde, durchaus so wunderbar und unsicher aussieht.

Zuerst belehre man sich selbst, dann wird man Belehrung von andern empfangen.

Die Natur hat sich soviel Freiheit vorbehalten, daß wir mit Wissen und Wissenschaft ihr nicht durchgängig beikommen oder sie in die Enge treiben können.

Mit den Irrtümern der Zeit ist schwer sich abzufinden: widerstrebt man ihnen, so steht man allein; läßt man sich davon befangen, so hat man auch weder Ehre noch Freude davon.

Alles Gescheite ist schon gedacht worden, man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken.

Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche, deine Pflicht zu tun, und du weißt gleich, was an dir ist.

Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages.

Die vernünftige Welt ist als ein großes unsterbliches Individuum zu betrachten, das unaufhaltsam das Notwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn macht.

Tüchtiger tätiger Mann, verdiene dir und erwarte

von den Großen — Gnade,
von den Mächtigen — Gunst,
von Tätigen und Guten — Förderung,
von der Menge — Neigung,
von dem Einzelnen — Liebe!

Die Dilettanten, wenn sie das möglichste getan haben, pflegen zu ihrer Entschuldigung zu sagen, die Arbeit sei noch nicht fertig. Freilich kann sie nie fertig werden, weil sie nie recht angefangen ward. Der Meister stellt sein Werk mit wenigen Strichen als fertig dar; ausgeführt oder nicht, schon ist es vollendet. Der geschickteste Dilettant tastet im ungewissen, und wie die Ausführung wächst, kommt die Unsicherheit der ersten Anlage immer mehr zum Vor-

schein. Ganz zuletzt entdeckt sich erst das Verfehlte, das nicht auszugleichen ist, und so kann das Werk freilich nicht fertig werden.

Sage mir, mit wem du umgehst, so sage ich dir, wer du bist; weiß ich, womit du dich beschäftigst, so weiß ich, was aus dir werden kann.

Jeder Mensch muß nach seiner Weise denken; denn er findet auf seinem Wege immer ein Wahres oder eine Art von Wahrem, die ihm durchs Leben hilft. Nur darf er sich nicht gehen lassen, er muß sich kontrollieren; der bloße nackte Instinkt geziemt nicht dem Menschen.

Unbedingte Tätigkeit, von welcher Art sie sei, macht zuletzt bankerott.

Es ist nicht immer nötig, daß das Wahre sich verkörpere; schon genug, wenn es geistig umherschwebt und Übereinstimmung bewirkt, wenn es wie Glockenton ernst-freundlich durch die Lüfte wogt.

Allgemeine Begriffe und großer Dünkel sind immer auf dem Wege, entsetzliches Unglück anzurichten.

Die Botaniker haben eine Pflanzenabteilung, die sie *Incompletae* nennen; man kann eben auch sagen, daß es inkomplette unvollständige Menschen gibt. Es sind diejenigen, deren Sehnsucht und Streben mit ihrem Tun und Leisten nicht proportioniert ist.

Der geringste Mensch kann komplett sein, wenn er sich innerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt; aber selbst schöne Vorzüge werden verdunkelt, aufgehoben und vernichtet, wenn jenes unerlässlich geforderte Ebenmaß abgeht. Dieses Unheil wird sich in der neuern Zeit noch öfter hervortun; denn wer wird wohl den Forderungen einer durchaus gesteigerten Gegenwart und zwar in schnellster Bewegung genugtun können?

Nur flugtätige Menschen, die ihre Kräfte kennen und sie mit Maß und Gescheitigkeit benutzen, werden es im Weltwesen weit bringen.

Ein großer Fehler: daß man sich mehr dünkt, als man ist, und sich weniger schätzt, als man wert ist.

Es begegnet mir von Zeit zu Zeit ein Jüngling, an dem ich nichts verändert noch gebessert wünschte; nur macht mir bange, daß ich manchen vollkommen geeignet sehe, im Zeitstrom mit fortzuschwimmen, und hier ist's, wo ich immerfort aufmerksam machen möchte: daß dem Menschen in seinem zerbrechlichen Rahn eben deshalb das Ruder in die Hand gegeben ist, damit er nicht der Willkür der Wellen, sondern dem Willen seiner Einsicht Folge leiste.

Das Verhältnis der Künste und Wissenschaften zum Leben ist nach Verhältnis der Stufen, worauf sie stehen, nach Beschaffenheit der Zeiten und tausend andern Zufälligkeiten sehr verschieden; deswegen auch niemand darüber im ganzen leicht klug werden kann.

Poesie wirkt am meisten im Anfang der Zustände, sie seien nun ganz roh, halbkultiviert oder bei Abänderung einer Kultur, beim Gewahrwerden einer fremden Kultur, daß man also sagen kann, die Wirkung der Neuheit findet durchaus statt.

Musik im besten Sinne bedarf weniger der Neuheit, ja vielmehr je älter sie ist, je gewohnter man sie ist, desto mehr wirkt sie.

Plastik wirkt eigentlich nur auf ihrer höchsten Stufe; alles Mittlere kann wohl aus mehr denn einer Ursache imponieren, aber alle mittleren Kunstwerke dieser Art machen mehr irre, als daß sie erfreuen. Die Bildhauerkunst muß sich daher noch ein stoffartiges Interesse suchen, und das findet sie in den Bildnissen bedeutender Menschen. Aber auch hier muß sie schon einen hohen Grad erreichen, wenn sie zugleich wahr und würdig sein will.

Die Malerei ist die läßlichste und bequemste von allen Künsten. Die läßlichste, weil man ihr um des Stoffes und des Gegenstandes willen auch da, wo sie nur Handwerk oder kaum eine Kunst ist, vieles zugute hält und sich an ihr erfreut; teils, weil eine technische, obgleich geistlose Ausführung den Ungebildeten wie den Gebildeten in Verwunderung setzt, so daß sie sich also nur einigermaßen zur Kunst zu steigern braucht, um in einem höheren Grade willkommen zu sein. Wahrheit in Farben, Oberflächen, in Beziehungen der sichtbaren Gegenstände aufeinander ist schon angenehm, und da das Auge ohnehin

gewohnt ist, alles zu sehen, so ist ihm eine Mißgestalt und also auch ein Mißbild nicht so zuwider als dem Ohr ein Mißton. Man läßt die schlechteste Abbildung gelten, weil man noch schlechtere Gegenstände zu sehen gewohnt ist. Der Maler darf also nur einigermaßen Künstler sein, so findet er schon ein größeres Publikum als der Musiker, der auf gleichem Grade stünde; wenigstens kann der geringere Maler immer für sich operieren, anstatt daß der mindere Musiker sich mit anderen sozieren muß, um durch gesellige Leistung einigen Effekt zu tun.

Wahrheitsliebe zeigt sich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß.

Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt.

Tief und ernstlich denkende Menschen haben gegen das Publikum einen bösen Stand.

Wenn ich die Meinung eines andern anhören soll, so muß sie positiv ausgesprochen werden; Problematisches hab' ich in mir selbst genug.

Der Aberglaube gehört zum Wesen des Menschen und flüchtet sich, wenn man ihn ganz und gar zu verdrängen denkt, in die wunderlichsten Ecken und Winkel, von wo er auf einmal, wenn er einigermaßen sicher zu sein glaubt, wieder hervortritt.

Wir würden gar vieles besser kennen, wenn wir es nicht zu genau erkennen wollten. Wird uns doch

ein Gegenstand unter einem Winkel von fünfundvierzig Graden erst faßlich.

Mikroskope und Fernröhre verwirren eigentlich den reinen Menscheninn.

Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich.

Man ist nur eigentlich lebendig, wenn man sich des Wohlwollens andrer freut.

Frömmigkeit ist kein Zweck, sondern ein Mittel, um durch die reinste Gemütsruhe zur höchsten Kultur zu gelangen.

Das höchste Glück ist das, welches unsere Mängel verbessert und unsere Fehler ausgleicht.

Kannst du lesen, so sollst du verstehen; kannst du schreiben, so mußt du etwas wissen; kannst du glauben, so sollst du begreifen; wenn du begehrt, wirst du sollen; wenn du forderst, wirst du nicht erlangen, und wenn du erfahren bist, sollst du nutzen.

Gewöhnliches Anschauen, richtige Ansicht der irdischen Dinge ist ein Erbteil des allgemeinen Menschenverstandes; reines Anschauen des Außern und Innern ist sehr selten.

Im Betrachten wie im Handeln ist das Zugängliche von dem Unzugänglichen zu unterscheiden;

ohne dies läßt sich im Leben wie im Wissen wenig leisten.

Es geschieht nichts Unvernünftiges, das nicht Verstand oder Zufall wieder in die Richte brächten; nichts Vernünftiges, das Unverstand und Zufall nicht mißleiten könnten.

Jede große Idee, sobald sie in die Erscheinung tritt, wirkt tyrannisch; daher die Vorteile, die sie hervorbringt, sich nur allzubald in Nachteile verwandeln. Man kann deshalb eine jede Institution verteidigen und rühmen, wenn man an ihre Anfänge erinnert und darzutun weiß, daß alles, was von ihr im Anfange gegolten, auch jetzt noch gelte.

Es gibt zwei friedliche Gewalten: das Recht und die Schicklichkeit.

Autorität, daß nämlich etwas schon einmal geschehen, gesagt oder entschieden worden sei, hat großen Wert; aber nur der Pedant fordert überall Autorität.

Altes Fundament ehrt man, darf aber das Recht nicht aufgeben, irgendwo wieder einmal von vorn zu gründen.

Man tut immer besser, daß man sich grad' ausspricht, wie man denkt, ohne viel beweisen zu wollen; denn alle Beweise, die wir vorbringen, sind doch nur Variationen unserer Meinungen, und die Widrigesinnten hören weder auf das eine noch auf das andere.

Der Mensch muß bei dem Glauben verharren, daß das Unbegreifliche begreiflich sei; er würde sonst nicht forschen.

Es gibt Pedanten, die zugleich Schelme sind, und das sind die allerschlimmsten.

Um zu begreifen, daß der Himmel überall blau ist, braucht man nicht um die Welt zu reisen.

Man braucht nicht alles selbst gesehen noch erlebt zu haben; willst du aber dem andern und seinen Darstellungen vertrauen, so denke, daß du es nun mit dreien zu tun hast: mit dem Gegenstand und zwei Subjekten.

Grundeigenschaft der lebendigen Einheit: sich zu trennen, sich zu vereinen, sich ins Allgemeine zu ergehen, im Besonderen zu verharren, sich zu verwandeln, sich zu spezifizieren und, wie das Lebendige unter tausend Bedingungen sich dartun mag, hervorzutreten und zu verschwinden, zu solideszieren und zu schmelzen, zu erstarren und zu fließen, sich auszu dehnen und sich zusammenzuziehen. Weil nun alle diese Wirkungen im gleichen Zeitmoment zugleich vorgehen, so kann alles und jedes zu gleicher Zeit eintreten. Entstehen und Vergehen, Schaffen und Vernichten, Geburt und Tod, Freud' und Leid, alles wirkt durcheinander, in gleichem Sinn und gleicher Maße; deswegen denn auch das Besonderste, das sich ereignet, immer als Bild und Gleichnis des Allgemeinsten auftritt.

Ist das ganze Dasein ein ewiges Trennen und Verbinden, so folgt auch, daß die Menschen im Betrachten des ungeheuren Zustandes auch bald trennen, bald verbinden werden.

Wenn ich mich beim Urphänomen zuletzt beruhige, so ist es doch auch nur Resignation; aber es bleibt ein großer Unterschied, ob ich mich an den Grenzen der Menschheit resigniere oder innerhalb einer hypothetischen Beschränktheit meines bornierten Individuums.

Hypothesen sind Wiegenlieder, womit der Lehrer seine Schüler einlullt; der denkende treue Beobachter lernt immer mehr seine Beschränkung kennen, er sieht: je weiter sich das Wissen ausbreitet, desto mehr Probleme kommen zum Vorschein.

Wie wollte einer als Meister in seinem Fach erscheinen, wenn er nichts Unnützes lehrte!

Der denkende Mensch hat die wunderliche Eigenschaft, daß er an die Stelle, wo das unaufgelöste Problem liegt, gerne ein Phantasiebild hinfabelt, das er nicht loswerden kann, wenn das Problem auch aufgelöst und die Wahrheit am Tage ist.

Es gehört eine eigene Geisteswendung dazu, um das gestaltlose Wirkliche in seiner eigensten Art zu fassen und es von Hirngespinnsten zu unterscheiden, die sich denn doch auch mit einer gewissen Wirklichkeit lebhaft aufdringen.

Bei Betrachtung der Natur im großen wie im kleinen hab' ich unausgesetzt die Frage gestellt: Ist es der Gegenstand oder bist du es, der sich hier ausspricht? Und in diesem Sinne betrachtete ich auch Vorgänger und Mitarbeiter.

Ein jeder Mensch sieht die fertige und geregelte, gebildete, vollkommene Welt doch nur als ein Element an, woraus er sich eine besondere, ihm angemessene Welt zu erschaffen bemüht ist. Tüchtige Menschen ergreifen sie ohne Bedenken und suchen damit, wie es gehen will, zu gebaren, andere zaudern an ihr herum, einige zweifeln sogar an ihrem Dasein.

Wer sich von dieser Grundwahrheit recht durchdrungen fühlte, würde mit niemandem streiten, sondern nur die Vorstellungsart eines andern wie seine eigene als ein Phänomen betrachten. Denn wir erfahren fast täglich, daß der eine mit Bequemlichkeit denken mag, was dem andern zu denken unmöglich ist, und zwar nicht etwa in Dingen, die auf Wohl und Wehe nur irgend einen Einfluß hätten, sondern in Dingen, die für uns völlig gleichgültig sind.

Man weiß eigentlich das, was man weiß, nur für sich selbst. Spreche ich mit einem andern von dem, was ich zu wissen glaube, unmittelbar glaubt er's besser zu wissen, und ich muß mit meinem Wissen immer wieder in mich selbst zurückkehren.

Was nicht mehr entsteht, können wir uns als entstehend nicht denken; das Entstandene begreifen wir nicht.

Nichts ist widerwärtiger als die Majorität; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkommodieren, aus Schwachen, die sich assimilieren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will.

Nicht die Sprache an und für sich ist richtig, tüchtig zierlich, sondern der Geist ist es, der sich darin verkörpert, und so kommt es nicht auf einen jeden an, ob er seinen Rechnungen, Reden oder Gedichten die wünschenswerten Eigenschaften verleihen will: es ist die Frage, ob ihm die Natur hiezu die geistigen und sittlichen Eigenschaften verliehen hat. Die geistigen: das Vermögen der An- und Durchschauung, die sittlichen: daß er die bösen Dämonen ablehne, die ihn hindern könnten, dem Wahren die Ehre zu geben.

Man sagt, zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen liege die Wahrheit mitteninne. Keineswegs! Das Problem liegt dazwischen, das Unschaubare, das ewig tätige Leben, in Ruhe gedacht.

Es wäre nicht der Mühe wert, siebzig Jahre alt zu werden, wenn alle Weisheit der Welt Torheit wäre vor Gott.

Das Wahre ist gottähnlich: es erscheint nicht unmittelbar, wir müssen es aus seinen Manifestationen erraten.

Der echte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln und nähert sich dem Meister.

Wir Menschen sind auf Ausdehnung und Bewegung angewiesen; diese beiden allgemeinen Formen sind es, in welchen sich alle übrigen Formen, besonders die sinnlichen offenbaren. Eine geistige Form wird aber keineswegs verkürzt, wenn sie in der Erscheinung hervortritt, vorausgesetzt, daß ihr Hervortreten eine wahre Zeugung, eine wahre Fortpflanzung sei. Das Gezeugte ist nicht geringer als das Zeugende, ja es ist der Vorteil lebendiger Zeugung, daß das Gezeugte vortrefflicher sein kann als das Zeugende.

Was einem angehört, wird man nicht los, und wenn man es wegwürfe.

Wenn nun unser Schulunterricht immer auf das Altertum hinweist, das Studium der griechischen und lateinischen Sprache fördert, so können wir uns Glück wünschen, daß diese zu einer höheren Kultur so nötigen Studien niemals rückgängig werden.

Denn wenn wir uns dem Altertum gegenüber stellen und es ernstlich in der Absicht anschauen, uns daran zu bilden, so gewinnen wir die Empfindung, als ob wir erst eigentlich zu Menschen würden.

Der Schulmann, indem er Lateinisch zu schreiben und zu sprechen versucht, kommt sich höher und vornehmer vor, als er sich in seinem Alltagsleben dünken darf.

Es gibt nur zwei wahre Religionen, die eine, die das Heilige, das in und um uns wohnt, ganz formlos,

die andere, die es in der schönsten Form anerkennt und anbetet. Alles, was dazwischen liegt, ist Götzendienst.

So wie der Weihrauch einer Kohle Leben erfrischt, so erfrischt das Gebet die Hoffnungen des Herzens.

Ich bin überzeugt, daß die Bibel immer schöner wird, je mehr man sie versteht, das heißt, je mehr man einsieht und anschaut, daß jedes Wort, das wir allgemein auffassen und im besondern auf uns anwenden, nach gewissen Umständen, nach Zeit- und Ortsverhältnissen einen eignen, besondern, unmittelbar individuellen Bezug gehabt hat.

Genau besehen, haben wir uns noch alle Tage zu reformieren und gegen andere zu protestieren, wenn auch nicht in religiösem Sinne.

Jeder prüfe sich, und er wird finden, daß dies viel schwerer sei, als man denken möchte; denn leider sind dem Menschen die Worte gewöhnlich Surrogate: er denkt und weiß es meistens besser, als er sich ausdrückt.

Mit den Jahren steigern sich die Prüfungen.

Wo ich aufhören muß, sittlich zu sein, habe ich keine Gewalt mehr.

Zensur und Preßfreiheit werden immerfort miteinander kämpfen. Zensur fordert und übt der

Mächtige, Preßfreiheit verlangt der Mindere. Jener will weder in seinen Plänen noch seiner Tätigkeit durch vorlautes widersprechendes Wesen gehindert, sondern gehorcht sein; diese wollen ihre Gründe aussprechen, den Ungehorsam zu legitimieren. Dieses wird man überall geltend finden.

Man wird nie betrogen, man betrügt sich selbst.

Welches Recht wir zum Regiment haben, darnach fragen wir nicht: wir regieren. Ob das Volk ein Recht habe, uns abzusetzen, darum bekümmern wir uns nicht: wir hüten uns nur, daß es nicht in Versuchung komme, es zu tun.

Wenn man den Tod abschaffen könnte, dagegen hätten wir nichts; die Todesstrafen abzuschaffen wird schwer halten. Geschieht es, so rufen wir sie gelegentlich wieder zurück.

Alle Gesetze sind von Alten und Männern gemacht. Junge und Weiber wollen die Ausnahme, Alte die Regel.

Der Verständige regiert nicht, aber der Verstand; nicht der Vernünftige, sondern die Vernunft.

Es ist nicht genug zu wissen, man muß auch anwenden; es ist nicht genug zu wollen, man muß auch tun.

Es gibt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören wie alles hohe

Gute der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden in steter Rücksicht auf das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden.

Einer neuen Wahrheit ist nichts schädlicher als ein alter Irrtum.

Steine sind stumme Lehrer, sie machen den Beobachter stumm, und das Beste, was man von ihnen lernt, ist nicht mitzuteilen.

Was ich recht weiß, weiß ich nur mir selbst; ein ausgesprochenes Wort fördert selten, es erregt meistens Widerspruch, Stocken und Stillstehen.

Es gibt Hypothesen, wo Verstand und Einbildungskraft sich an die Stelle der Idee setzen.

Für die vorzüglichste Frau wird diejenige gehalten, welche ihren Kindern den Vater, wenn er abgeht, zu ersetzen imstande wäre.

Das poetische Talent ist dem Bauer so gut gegeben wie dem Ritter; es kommt nur darauf an, daß jeder seinen Zustand ergreife und ihn nach Würden handle.

Der Grund aller theatralischen Kunst wie einer jeden andern ist das Wahre, das Naturgemäße. Je bedeutender dieses ist, auf je höherem Punkte Dichter und Schauspieler es zu fassen verstehen, eines desto

höheren Ranges wird sich die Bühne zu rühmen haben. Hierbei gereicht es Deutschland zu einem großen Gewinn, daß der Vortrag trefflicher Dichtung allgemeiner geworden ist und auch außerhalb des Theaters sich verbreitet hat.

Eigentümlichkeit des Ausdrucks ist Anfang und Ende aller Kunst. Nun hat aber eine jede Nation eine von dem allgemeinen Eigentümlichen der Menschheit abweichende besondere Eigenheit, die uns zwar anfänglich widerstreben mag, aber zuletzt, wenn wir's uns gefallen ließen, wenn wir uns derselben hingäben, unsere eigene charakteristische Natur zu überwältigen und zu erdrücken vermöchte.

Möge das Studium der griechischen und römischen Literatur immerfort die Basis der höheren Bildung bleiben!

Chinesische, indische, ägyptische Altertümer sind immer nur Kuriositäten; es ist sehr wohlgethan, sich und die Welt damit bekannt zu machen; zu sittlicher und ästhetischer Bildung aber werden sie uns wenig fruchten.

Auch einsichtige Menschen bemerken nicht, daß sie dasjenige erklären wollen, was Grunderfahrungen sind, bei denen man sich beruhigen mußte.

Eine allgemeine Ausbildung dringt uns jetzt die Welt ohnehin auf, wir brauchen uns deshalb darum nicht weiter zu bemühen; das Besondere müssen wir uns zueignen.

Die größten Schwierigkeiten liegen da, wo wir sie nicht suchen.

Viele Gedanken heben sich erst aus der allgemeinen Kultur hervor wie die Blüten aus den grünen Zweigen. Zur Rosenzeit sieht man Rosen überall blühen.

Eigentlich kommt alles auf die Gesinnungen an; wo diese sind, treten auch die Gedanken hervor, und nachdem sie sind, sind auch die Gedanken.

Wer lange in bedeutenden Verhältnissen lebt, dem begegnet freilich nicht alles, was dem Menschen begegnen kann, aber doch das Analoge, und vielleicht einiges, was ohne Beispiel war.

Jede große Idee, die als ein Evangelium in die Welt tritt, wird dem stoßenden pedantischen Volke ein Ärgernis und einem Viel-, aber Leichtgebildeten eine Torheit.

Man kann die Nützlichkeit einer Idee anerkennen und doch nicht recht verstehen, sie vollkommen zu nutzen.

Jedem Alter des Menschen antwortet eine gewisse Philosophie. Das Kind erscheint als Realist; denn es findet sich so überzeugt von dem Dasein der Birnen und Äpfel als von dem seinigen. Der Jüngling, von innern Leidenschaften bestürmt, muß auf sich selbst merken, sich vorfühlen: er wird zum Idealisten umgewandelt. Dagegen ein Skeptiker zu werden hat der Mann alle Ursache; er tut wohl zu zweifeln, ob

das Mittel, das er zum Zwecke gewählt hat, auch das rechte sei. Vor dem Handeln, im Handeln hat er alle Ursache, den Verstand beweglich zu erhalten, damit er nicht nachher sich über eine falsche Wahl zu betrüben habe. Der Greis jedoch wird sich immer zum Mystizismus bekennen. Er sieht, daß so vieles vom Zufall abzuhängen scheint: das Unvernünftige gelingt, das Vernünftige schlägt fehl, Glück und Unglück stellen sich unerwartet ins Gleiche; so ist es, so war es, und das hohe Alter beruhigt sich in dem, der da ist, der da war, und der da sein wird.

„Ich glaube einen Gott!“ dies ist ein schönes löbliches Wort; aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden.

Glaube ist Liebe zum Unsichtbaren, Vertrauen aufs Unmögliche, Unwahrscheinliche.

Wo Lampen brennen, gibt's Ölflecken, wo Kerzen brennen, gibt's Schnuppen; die Himmelslichter allein erleuchten rein und ohne Makel.

Pflicht: wo man liebt, was man sich selbst befiehlt.

Der rechtliche Mensch denkt immer, er sei vornehmer und mächtiger, als er ist.

Alle Geseze sind Versuche, sich den Absichten der moralischen Weltordnung im Welt- und Lebenslaufe zu nähern.

Es ist besser, es geschehe dir unrecht, als die Welt sei ohne Gesetz. Deshalb füge sich jeder dem Gesetze.

Es ist besser, daß Ungerechtigkeiten geschehen, als daß sie auf eine ungerechte Weise gehoben werden.

Wäre es Gott darum zu tun gewesen, daß die Menschen in der Wahrheit leben und handeln sollten, so hätte er seine Einrichtung anders machen müssen.

Unsre Eigenschaften müssen wir kultivieren, nicht unsre Eigenheiten.

Unsre Meinungen sind nur Supplemente unsrer Existenz. Wie einer denkt, daran kann man sehen, was ihm fehlt. Die leersten Menschen halten sehr viel auf sich, treffliche sind mißtrauisch, der Lasterhafte ist frech, und der Gute ist ängstlich. So setzt sich alles ins Gleichgewicht; jeder will ganz sein oder es vor sich scheinen.

Der liebt nicht, der die Fehler des Geliebten nicht für Tugenden hält.

Man kennt nur diejenigen, von denen man leidet.

Mit jemand leben oder in jemand leben ist ein großer Unterschied. Es gibt Menschen, in denen man leben kann, ohne mit ihnen zu leben, und umgekehrt. Beides zu verbinden ist nur der reinsten Liebe und Freundschaft möglich.

Es ist besser, man betrügt sich an seinen Freunden, als daß man seine Freunde betrüge.

Der Mensch kann nur mit seinesgleichen leben und auch mit denen nicht; denn er kann auf die Länge nicht leiden, daß ihm jemand gleich sei.

Wenn ein paar Menschen recht miteinander zufrieden sind, kann man meistens versichert sein, daß sie sich irren.

Sage nicht, daß du geben willst, sondern gib! Die Hoffnung befriedigt du nie.

Man würde viel Almosen geben, wenn man Augen hätte zu sehen, was eine empfangende Hand für ein schönes Bild macht.

Zum Tun gehört Talent, zum Wohltun Vermögen.

Eine gefallene Schreibfeder muß man gleich aufheben, sonst wird sie zertreten.

Es ist keine Kunst, eine Göttin zur Hexe, eine Jungfrau zur Hure zu machen; aber zur umgekehrten Operation, Würde zu geben dem Versmähten, wünschenswert zu machen das Verworfene, dazu gehört entweder Kunst oder Charakter.

Es gibt keine Lage, die man nicht veredeln könnte durch Leisten oder Dulden.

Dem Verzweifelnden verzeiht man alles, dem Verarmten gibt man jeden Erwerb zu.

Glaube, Liebe, Hoffnung fühlten einst in ruhiger geselliger Stunde einen plastischen Trieb in ihrer

Natur; sie befließigten sich zusammen und schufen ein liebliches Gebild, eine Pandora im höhern Sinne: die Geduld.

Eitelkeit ist eine persönliche Ruhmsucht: man will nicht wegen seiner Eigenschaften, seiner Verdienste, Taten geschätzt, geehrt, gesucht werden, sondern um seines individuellen Daseins willen. Am besten kleidet die Eitelkeit deshalb eine frivole Schöne.

Dummheit, seinen Feind vor dem Tode, und Niederträchtigkeit, nach dem Siege zu verkleinern.

Die schwer zu lösende Aufgabe strebender Menschen ist, die Verdienste älterer Mitlebenden anzuerkennen und sich von ihren Mängeln nicht hindern zu lassen.

Das radikale Übel: daß jeder gern sein möchte, was er sein könnte, und die übrigen nichts, ja nicht wären.

Ein Mensch zeigt nicht eher seinen Charakter, als wenn er von einem großen Menschen oder irgend von etwas Außerordentlichem spricht. Es ist der rechte Probierstein aufs Kupfer.

Nur solchen Menschen, die nichts hervorzubringen wissen, denen ist nichts da.

Warum man doch ewige Mißreden hört? Sie glauben, sich alle etwas zu vergeben, wenn sie das kleinste Verdienst anerkennen.

Vom Verdienste fordert man Bescheidenheit; aber diejenigen, die unbescheiden das Verdienst schmälern, werden mit Behagen angehört.

Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein: sie muß zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen.

Die wahre Liberalität ist Anerkennung.

Mit wahrhaft Gleichgesinnten kann man sich auf die Länge nicht entzweien, man findet sich immer wieder einmal zusammen; mit eigentlich Widergesinnten versucht man umsonst, Einigkeit zu halten, es bricht immer wieder einmal auseinander.

Es gibt Menschen, die auf die Mängel ihrer Freunde sinnen; dabei ist nichts zu gewinnen. Ich habe immer auf die Verdienste meiner Widersacher achtgehabt und davon Vorteil gezogen.

Gegner glauben, uns zu widerlegen, wenn sie ihre Meinung wiederholen und auf die unsrige nicht achten.

Diejenigen, welche widersprechen und streiten, sollten mitunter bedenken, daß nicht jede Sprache jedem verständlich sei.

Es hört doch jeder nur, was er versteht.

Eine richtige Antwort ist wie ein lieblicher Ruß.

Wer kann sagen, er erfahre was, wenn er nicht ein Erfahrender ist?

Über die wichtigsten Angelegenheiten des Gefühls wie der Vernunft, der Erfahrung wie des Nachdenkens soll man nur mündlich verhandeln. Das ausgesprochene Wort ist sogleich tot, wenn es nicht durch ein folgendes, dem Hörer gemähes am Leben erhalten wird. Man merke nur auf ein geselliges Gespräch! Gelangt das Wort nicht schon tot zu dem Hörer, so ermordet er es alsogleich durch Widerspruch, Bestimmen, Bedingen, Ablenken, Abspringen, und wie die tausendfältigen Unarten des Unterhaltens auch heißen mögen. Mit dem Geschriebenen ist es noch schlimmer. Niemand mag lesen als das, woran er schon einigermaßen gewöhnt ist; das Bekannte, das Gewohnte verlangt er unter veränderter Form. Doch hat das Geschriebene den Vorteil, daß es dauert und die Zeit abwarten kann, wo ihm zu wirken gegönnt ist.

Was man mündlich ausspricht, muß der Gegenwart, dem Augenblick gewidmet sein; was man schreibt, widme man der Ferne, der Folge.

Beim Zerstören gelten alle falschen Argumente, beim Aufbauen keineswegs. Was nicht wahr ist, baut nicht.

Wer freudig tut und sich des Getanen freut, ist glücklich.

Wie viele Jahre muß man nicht tun, um nur einigermaßen zu wissen, was und wie es zu tun sei!

Es ist nichts furchtbarer anzuschauen als grenzenlose Tätigkeit ohne Fundament. Glückliche diejenigen, die im Praktischen gegründet sind und sich zu gründen wissen! Hierzu bedarf's aber einer ganz eigenen Doppelgabe.

Wer das erste Knopfloch verfehlt, kommt mit dem Zuknöpfen nicht zu Rande.

Man geht nie weiter, als wenn man nicht mehr weiß, wohin man geht.

Wer sein Leben mit einem Geschäft zubringt, dessen Undankbarkeit er zuletzt einsieht, der haßt es und kann es doch nicht loswerden.

Ein schäbiges Kamel trägt immer noch die Lasten vieler Esel.

Denke nur niemand, daß man auf ihn als den Heiland gewartet habe!

Wer tätig sein will und muß, hat nur das Gehörige des Augenblicks zu bedenken, und so kommt er ohne Weitläufigkeit durch. Das ist der Vorteil der Frauen, wenn sie ihn verstehen.

Mit Ungeduld bestraft sich zehnfach Ungeduld; man will das Ziel heranziehen und entfernt es nur.

Der Augenblick ist eine Art von Publikum: man muß ihn betrügen, daß er glaube, man tue was; dann läßt er uns gewähren und im geheimen fortführen, worüber seine Enkel erstaunen müssen.

Der Tag an und für sich ist gar zu miserabel; wenn man nicht ein Lustrum anpakt, so gibt's keine Garbe.

Der Tag gehört dem Irrtum und dem Fehler, die Zeitreihe dem Erfolg und dem Gelingen.

Wer vorsieht, ist Herr des Tags.

Ich verwünsche das Tägliche, weil es immer absurd ist. Nur was wir durch mögliche Anstrengung ihm übergewinnen, läßt sich wohl einmal summieren.

Das ganze Leben besteht aus Wollen und Nicht-Vollbringen, Vollbringen und Nicht-Wollen.

Wenn die Affen es dahin bringen könnten, Langlebige zu haben, so könnten sie Menschen werden.

Es ist besser, eine Torheit pure geschehen zu lassen, als ihr mit einiger Vernunft nachhelfen zu wollen. Die Vernunft verliert ihre Kraft, indem sie sich mit der Torheit vermischt, und die Torheit ihr Naturell, das ihr oft forthilft.

Mit Gedanken, die nicht aus der tätigen Natur entsprungen sind und nicht wieder aufs tätige Leben wohlthätig hinwirken und so in einem mit dem jedes-

maligen Lebenszustand übereinstimmenden mannigfaltigen Wechsel unaufhörlich entstehen und sich auflösen, ist der Welt wenig geholfen.

Alle praktische Menschen suchen sich die Welt handrecht zu machen; alle Denker wollen sie kopfrecht haben. Wieweit es jedem gelingt, mögen sie zusehen.

Die ungeheuerste Kultur, die der Mensch sich geben kann, ist die Überzeugung, daß die andern nicht nach ihm fragen.

Ein gebranntes Rind scheut das Feuer, ein oft versengter Greis scheut, sich zu wärmen.

Wenn mir eine Sache mißfällt, so laß' ich sie liegen oder mache sie besser.

Wenn weise Männer nicht irrten, müßten die Narren verzweifeln.

Manche sind auf das, was sie wissen, stolz, gegen das, was sie nicht wissen, hoffärtig.

Es ist mit der Geschichte wie mit der Natur, wie mit allem Profunden, es sei vergangen, gegenwärtig oder zukünftig: je tiefer man ernstlich eindringt, desto schwierigere Probleme tun sich hervor. Wer sich nicht fürchtet, sondern kühn darauf losgeht, fühlt sich, indem er weiter gedeiht, höher gebildet und behaglicher.

Eingebildete Gleichheit: das erste Mittel, die Ungleichheit zu zeigen.

Die Menschen sind als Organe ihres Jahrhunderts anzusehen, die sich meist unbewußt bewegen.

Fehler der sogenannten Aufklärung: daß sie Menschen Vielseitigkeit gibt, deren einseitige Lage man nicht ändern kann.

In einigen Staaten ist infolge der erlebten heftigen Bewegungen fast in allen Richtungen eine gewisse Übertreibung im Unterrichtswesen eingetreten, dessen Schädlichkeit in der Folge allgemeiner eingesehen, aber jetzt schon von tüchtigen redlichen Vorstehern solcher Anstalten vollkommen anerkannt ist. Treffliche Männer leben in einer Art von Verzweiflung, daß sie dasjenige, was sie amts- und vorschriftsgemäß lehren und überliefern müssen, für unnütz und schädlich halten.

Majestät ist das Vermögen, ohne Rücksicht auf Belohnung oder Bestrafung recht oder unrecht zu handeln.

Herrschen und genießen geht nicht zusammen. Genießen heißt, sich und andern in Fröhlichkeit angehören; herrschen heißt, sich und anderen im ernstlichsten Sinne wohlthätig sein.

Herrschen lernt sich leicht, regieren schwer.

Wer klare Begriffe hat, kann befehlen.

Was von seiten der Monarchen in den Zeitungen gedruckt wird, nimmt sich nicht gut aus; denn die

Macht soll handeln und nicht reden. Was die Liberalen vorbringen, läßt sich immer lesen; denn der Übermächtigste, weil er nicht handeln kann, mag sich wenigstens redend äußern. „Laßt sie singen, wenn sie nur bezahlen!“ sagte Mazarin, als man ihm die Spottlieder auf eine neue Steuer vorlegte.

Nach Preßfreiheit schreit niemand, als wer sie mißbrauchen will.

Der echte Deutsche bezeichnet sich durch mannigfaltige Bildung und Einheit des Charakters.

Der Deutsche soll alle Sprachen lernen, damit ihm zu Hause kein Fremder unbequem, er aber in der Fremde überall zu Hause sei.

Ich verfluche allen negativen Purismus, daß man ein Wort nicht brauchen soll, in welchem eine andre Sprache vieles oder zarteres gesagt hat.

Wenn man älter wird, muß man mit Bewußtsein auf einer gewissen Stufe stehen bleiben.

Es ziemt sich dem Bejahrten weder in der Denkweise noch in der Art sich zu kleiden der Mode nachzugehen.

Aber man muß wissen, wo man steht und wohin die andern wollen.

In der Jugend bald die Vorzüge des Alters gewahr zu werden, im Alter die Vorzüge der Jugend zu erhalten, beides ist nur ein Glück.

Es betrügt sich kein Mensch, der in seiner Jugend noch soviel erwartet. Aber wie er damals die Abhandlung in seinem Herzen empfand, so muß er auch die Erfüllung in seinem Herzen suchen, nicht außer sich.

Daß der Mensch zuletzt Epitomator von sich selbst wird! Und dahin zu gelangen ist schon Glück genug.

In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnsinn; man muß sich hüten, ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen.

Die Laune ist ein Bewußtloses und beruht auf der Sinnlichkeit. Es ist der Widerspruch der Sinnlichkeit mit sich selbst.

Große Talente sind das schönste Versöhnungsmittel.

Der Scharfsinn verläßt geistreiche Männer am wenigsten, wenn sie unrecht haben.

Was ist das für eine Zeit, wo man die Begrabenen beneiden muß?

Das Publikum will wie Frauenzimmer behandelt sein: man soll ihnen durchaus nichts sagen, als was sie hören möchten.

Innerhalb einer Epoche gibt es keinen Standpunkt, eine Epoche zu betrachten.

Keine Nation hat eine Kritik als in der Maße, wie sie vorzügliche, tüchtige und vortreffliche Werke besitzt.

Das Wahre, Gute und Vortreffliche ist einfach und sich immer gleich, wie es auch erscheine. Das Irren aber, das den Tadel hervorruft, ist höchst mannigfaltig, in sich selbst verschieden und nicht allein gegen das Gute und Wahre, sondern auch gegen sich selbst kämpfend, mit sich selbst in Widerspruch. Daher müssen in jeder Literatur die Ausdrücke des Tadels die Worte des Lobes überwiegen.

Jemand sagte: „Was bemüht ihr euch um den Homer? Ihr versteht ihn doch nicht.“ Darauf antwortet' ich: Versteh' ich doch auch Sonne, Mond und Sterne nicht; aber sie gehen über meinem Haupt hin, und ich erkenne mich in ihnen, indem ich sie sehe und ihren regelmäßigen wunderbaren Gang betrachte, und denke dabei, ob auch wohl etwas aus mir werden könnte.

Die lateinische Sprache hat eine Art von Imperativus der Autorschaft.

Schauspieler gewinnen die Herzen und geben die ihrigen nicht hin; sie hintergehen aber mit Anmut.

Beim Übersetzen muß man bis ans Unübersetzbliche herangehen; alsdann wird man aber erst die fremde Nation und die fremde Sprache gewahr.

Es ist ein großer Unterschied, ob ich lese zu Genuß und Belebung oder zur Erkenntnis und Belehrung.

Es gibt Bücher, durch welche man alles erfährt und doch zuletzt von der Sache nichts begreift.

Wenn einem Autor ein Lexikon nachkommen kann, so taugt er nichts.

Wer streiten will, muß sich hüten, bei dieser Gelegenheit Sachen zu sagen, die ihm niemand streitig macht.

Ein Künstler, der schätzbare Arbeiten verfertigt, ist nicht immer imstande, von eignen oder fremden Werken Rechenschaft zu geben.

Wir wissen von keiner Welt als im Bezug auf den Menschen; wir wollen keine Kunst, als die ein Abdruck dieses Bezugs ist.

Suchet in euch, so werdet ihr alles finden, und erfreuet euch, wenn da draußen, wie ihr es immer heißen möget, eine Natur liegt, die Ja und Amen zu allem sagt, was ihr in euch gefunden habt!

Laßt uns doch vielseitig sein! Märkische Rübsen schmecken gut, am besten gemischt mit Kastanien, und diese beiden edlen Früchte wachsen weit auseinander.

Man ist nur vielseitig, wenn man zum Höchsten strebt, weil man muß (im Ernst), und zum Geringern herabsteigt, wenn man will (zum Spaß).

Die Natur wirkt nach Gesetzen, die sie sich in Eintracht mit dem Schöpfer vorschrieb, die Kunst nach Regeln, über die sie sich mit dem Genie einverstanden hat.

Die Kunst ruht auf einer Art religiösem Sinn, auf einem tiefen unerschütterlichen Ernst; deswegen sie sich auch so gern mit der Religion vereinigt. Die Religion bedarf keines Kunstsinnes, sie ruht auf ihrem eignen Ernst; sie verleiht aber auch keinen, so wenig sie Geschmack gibt.

Vollkommenheit ist schon da, wenn das Notwendige geleistet wird, Schönheit, wenn das Notwendige geleistet, doch verborgen ist.

Werke der Kunst werden zerstört, sobald der Kunstsinne verschwindet.

Gemüt hat jedermann, Naturell manche, Kunstbegriffe sind selten.

In allen Künsten gibt es einen gewissen Grad, den man mit den natürlichen Anlagen, sozusagen allein erreichen kann. Zugleich aber ist es unmöglich, denselben zu überschreiten, wenn nicht die Kunst zu Hilfe kommt.

Man sagt wohl zum Lobe des Künstlers: er hat alles aus sich selbst. Wenn ich das nur nicht wieder hören müßte! Genau besehen, sind die Produktionen eines solchen Originalgenies meistens Reminiscenzen; wer Erfahrung hat, wird sie meist einzeln nachweisen können.

Das sogenannte Aus-Sich-Schöpfen macht gewöhnlich falsche Originale und Manieristen.

Was die letzte Hand tun kann, muß die erste schon entschieden aussprechen. Hier muß schon bestimmt sein, was getan werden soll.

Aus vielen Skizzen endlich ein Ganzes hervorzubringen, gelingt selbst den Besten nicht immer.

Ursache des Dilettantismus: Flucht vor der Manier, Unkenntnis der Methode, törichtes Unternehmen, gerade immer das Unmögliche leisten zu wollen, welches die höchste Kunst erforderte, wenn man sich ihm je nähern könnte.

Antike Tempel konzentrieren den Gott im Menschen; des Mittelalters Kirchen streben nach dem Gott in der Höhe.

Nur im Höchsten und im Gemeinsten trifft Idee und Erscheinung zusammen; auf allen mittlern Stufen des Betrachtens und Erfahrens trennen sie sich. Das Höchste ist das Anschauen des Verschiedenen als identisch; das Gemeinste ist die That, das aktive Verbinden des Getrennten zur Identität.

Es ist ein angenehmes Geschäft, die Natur zugleich und sich selbst zu erforschen, weder ihr noch seinem Geiste Gewalt anzutun, sondern beide durch gelinden Wechseleinfluß miteinander ins Gleichgewicht zu setzen.

Aus der Natur, nach welcher Seite hin man schaue, entspringt Unendliches.

Was man erfindet, tut man mit Liebe, was man gelernt hat, mit Sicherheit.

Mit den Ansichten, wenn sie aus der Welt verschwinden, gehen oft die Gegenstände selbst verloren. Kann man doch im höheren Sinne sagen, daß die Ansicht der Gegenstand sei.

Man muß eine Sache gefunden haben, wenn man wissen will, wo sie liegt.

Denken ist interessanter als Wissen, aber nicht als Anschauen.

Das Wissen beruht auf der Kenntniss des zu Unterscheidenden, die Wissenschaft auf der Anerkennung des nicht zu Unterscheidenden.

Die Wissenschaften so gut als die Künste bestehen in einem überlieferbaren (realen), erlernbaren Teil und in einem unüberlieferbaren (idealen), unlernbaren Teil.

Was die Wissenschaften am meisten retardiert, ist, daß diejenigen, die sich damit beschäftigen, ungleiche Geister sind.

Der Fehler schwacher Geister ist, daß sie im Reflectiren sogleich vom Einzelnen ins Allgemeine gehen, anstatt daß man nur in der Gesamtheit das Allgemeine suchen kann.

Das Jahrhundert ist vorgerückt; jeder einzelne aber fängt doch von vorne an.

Jeden Tag hat man Ursache, die Erfahrung aufzuklären und den Geist zu reinigen.

Nach unserm Rat bleibe jeder auf dem eingeschlagenen Wege und lasse sich ja nicht durch Autorität imponieren, durch allgemeine Übereinstimmung bedrängen und durch Mode hinreißen.

Autorität: ohne sie kann der Mensch nicht existieren, und doch bringt sie ebensoviel Irrtum als Wahrheit mit sich. Sie verewigt sich im einzelnen, was einzeln vorübergehen sollte, lehnt ab und läßt vorübergehen, was festgehalten werden sollte, und ist hauptsächlich Ursache, daß die Menschheit nicht vom Flecke kommt.

Das Unzulängliche widerstrebt mehr, als man denken sollte, dem Auslangenden.

Vor zwei Dingen kann man sich nicht genug in acht nehmen: beschränkt man sich in seinem Fache, vor Starrsinn, tritt man heraus, vor Unzulänglichkeit.

Wenn jemand spricht, er habe mich widerlegt, so bedenkt er nicht, daß er nur eine Ansicht der meinigen entgegen aufstellt; dadurch ist ja noch nichts ausgemacht. Ein Dritter hat eben das Recht und so ins Unendliche fort.

Nicht alles Wünschenswerte ist erreichbar, nicht alles Erkennenswerte erkennbar.

Derjenige, der sich mit Einsicht für beschränkt erklärt, ist der Vollkommenheit am nächsten.

Die Menschen, da sie zum Notwendigen nicht hinreichen, bemühen sich ums Unnütze.

Das Tier wird durch seine Organe belehrt; der Mensch belehrt die seinigen und beherrscht sie.

Die Alten vergleichen die Hand der Vernunft. Die Vernunft ist die Kunst der Künste, die Hand die Technik alles Handwerks.

Die Sinne trügen nicht, das Urteil trügt.

Der Mensch ist genugsam ausgestattet zu allen wahren irdischen Bedürfnissen, wenn er seinen Sinnen traut und sie dergestalt ausbildet, daß sie des Vertrauens wert bleiben.

Die Dialektik ist die Ausbildung des Widersprechungsgeistes, welcher dem Menschen gegeben, damit er den Unterschied der Dinge erkennen lerne.

Der lebendige begabte Geist, sich in praktischer Absicht ans Allernächste haltend, ist das Vorzüglichste auf Erden.

Je weiter man in der Erfahrung fortrückt, desto näher kommt man dem Unerforschlichen; je mehr man die Erfahrung zu nutzen weiß, desto mehr sieht man, daß das Unerforschliche keinen praktischen Nutzen hat.

Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren.

Wir leben innerhalb der abgeleiteten Erscheinungen und wissen keineswegs, wie wir zur Urfrage gelangen sollen.

Der denkende Mensch irrt besonders, wenn er sich nach Ursach und Wirkung erkundigt: sie beide zusammen machen das unteilbare Phänomen. Wer das zu erkennen weiß, ist auf dem rechten Wege zum Tun, zur That.

Irren heißt, sich in einem Zustande befinden, als wenn das Wahre gar nicht wäre; den Irrtum sich und andern entdecken, heißt rückwärts erfinden.

Alles, was entsteht, sucht sich Raum und will Dauer; deswegen verdrängt es ein anderes vom Platz und verkürzt seine Dauer.

Das Lebendige hat die Gabe sich nach den vielfältigsten Bedingungen äußerer Einflüsse zu bequemen und doch eine gewisse errungene entschiedene Selbständigkeit nicht aufzugeben.

Lehrbücher sollen anlockend sein; das werden sie nur, wenn sie die heiterste zugänglichste Seite des Wissens und der Wissenschaft hinbieten.

Unwissende werfen Fragen auf, welche von Wissenden vor tausend Jahren schon beantwortet sind.

Männer vom Fach bleiben im Zusammenhange; dem Liebhaber dagegen wird es schwerer, wenn er die Notwendigkeit fühlt nachzufolgen.

Der Mathematiker ist angewiesen aufs Quantitative, auf alles, was sich durch Zahl und Maß bestimmen läßt, und also gewissermaßen auf das äußerlich erkennbare Universum. Betrachten wir aber dieses, insofern uns Fähigkeit gegeben ist, mit vollem Geiste und aus allen Kräften, so erkennen wir, daß Quantität und Qualität als die zwei Pole des erscheinenden Daseins gelten müssen; daher denn auch der Mathematiker seine Formelsprache so hoch steigert, um, insofern es möglich, in der meßbaren und zählbaren Welt die unermessbare mitzubegreifen. Nun erscheint ihm alles greifbar, faßlich und mechanisch, und er kommt in den Verdacht eines heimlichen Atheismus, indem er ja das Unmeßbarste, welches wir Gott nennen, zugleich mitzuerfassen glaubt und daher dessen besonderes oder vorzügliches Dasein aufzugeben scheint.

Licht und Geist, jenes im Physischen, dieser im Sittlichen herrschend, sind die höchsten denkbaren unteilbaren Energien.

Die Kultur des Wissens durch inneren Trieb um der Sache selbst willen, das reine Interesse am Gegenstand sind freilich immer das Vorzüglichste und Nuzbarste; und doch sind von den frühesten Zeiten an die Einsichten der Menschen in natürliche Dinge durch jenes weniger gefördert worden als durch ein nahe liegendes Bedürfnis, durch einen Zufall, den die Aufmerksamkeit nutzte, und durch mancherlei Art von Ausbildung zu entschiedenem Zwecken.

Es gibt bedeutende Zeiten, von denen wir wenig wissen, Zustände, deren Wichtigkeit uns nur durch ihre Folgen deutlich wird. Diejenige Zeit, welche der Same unter der Erde zubringt, gehört vorzüglich mit zum Pflanzenleben.

Betrachtet man die einzelne frühere Ausbildung der Zeiten, Gegenden, Ortschaften, so kommen uns aus der dunklen Vergangenheit überall tüchtige und vortreffliche Menschen, tapfere, schöne, gute in herrlicher Gestalt entgegen. Der Lobgesang der Menschheit, dem die Gottheit so gerne zuhören mag, ist niemals verstummt, und wir selbst fühlen ein göttliches Glück, wenn wir die durch alle Zeiten und Gegenden verteilten harmonischen Ausströmungen, bald in einzelnen Stimmen, in einzelnen Chören, bald fugenweise, bald in einem herrlichen Vollgesang vernehmen. Freilich müßte man mit reinem frischen Ohre hinhinlauschen und jedem Vorurteil selbstsüchtiger Parteilichkeit, mehr vielleicht, als dem Menschen möglich ist, entsagen.

Es gibt zweierlei Erfahrungsarten: die Erfahrung des Abwesenden und die des Gegenwärtigen. Die Erfahrung des Abwesenden, wozu das Vergangene gehört, machen wir auf fremde Autorität, die des Gegenwärtigen sollten wir auf eigene Autorität machen. Beides gehörig zu tun, ist die Natur des Individuums durchaus unzulänglich.

Der Konflikt des Individuums mit der unmittelbaren Erfahrung und der mittelbaren Überlieferung

ist eigentlich die Geschichte der Wissenschaften: denn was in und von ganzen Massen geschieht, bezieht sich doch nur zuletzt auf ein tüchtigeres Individuum, das alles sammeln, sondern, redigieren und vereinigen soll; wobei es wirklich ganz einerlei ist, ob die Zeitgenossen ein solch Bemühen begünstigen oder ihm widerstreben. Denn was heißt begünstigen, als das Vorhandene vermehren und allgemein machen? Dadurch wird wohl genutzt, aber die Hauptsache nicht gefördert.

Gehalt ohne Methode führt zur Schwärmerei, Methode ohne Gehalt zum leeren Klügeln, Stoff ohne Form zum beschwerlichen Wissen, Form ohne Stoff zu einem hohlen Wähnen.

Warum ich zuletzt am liebsten mit der Natur verkehre, ist, weil sie immer Recht hat und der Irrtum bloß auf meiner Seite sein kann. Verhandle ich hingegen mit Menschen, so irren sie, dann ich, auch sie wieder und immer so fort, da kommt nichts aufs reine; weiß ich mich aber in die Natur zu schicken, so ist alles getan.

Zahme Xenien und Invektiven

Was du dem Publikum gesagt,
Hat ihnen drum nicht alles behagt.
Sie sollten nicht vergessen:
Einem geschenkten Gaul
Sieht man nicht ins Maul;
Und wer einen Korb voll Äpfel verschenkt,
Nicht just dran denkt,
Ob einen der Wurm hat gefressen.

*

Ach, was soll der Mensch verlangen?
Ist es besser, ruhig bleiben?
Klammernd fest sich anzuhängen?
Ist es besser, sich zu treiben?
Soll er sich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felsen trauen?
Selbst die festen Felsen beben.
Eines schickt sich nicht für alle!
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!

*

Willst du immer weiter schweifen?
Sieh', das Gute liegt so nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.

*

Freund, wer ein Lump ist, bleibt ein Lump,
Zu Wagen, Pferd' und Fuße;
Drum glaube nie an keinen Lump
Und keines Lumpen Buße.

*

Geh'! gehorche meinen Winken,
Nütze deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger sein.
Auf des Glückes großer Wage
Steht die Zunge selten ein:
Du mußt steigen oder sinken,
Und mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Amboß oder Hammer sein.

*

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

*

So wälz' ich ohne Unterlaß,
Wie Sankt Diogenes, mein Faß.
Bald ist es Ernst, bald ist es Spaß;
Bald ist es Lieb', bald ist es Haß;
Bald ist es dies, bald ist es das;

Es ist ein Nichts, und ist ein Was.
So wälz' ich ohne Unterlaß,
Wie Sankt Diogenes, mein Faß.

*

Wer ganz will sein eigen sein,
Schließe sich ins Häuschen ein,
Geselle sich zu Frau und Kindern,
Genieße leichten Nebenmoss
Und überdies frugale Kost,
Und nichts wird ihn am Leben hindern.

*

Märchen, noch so wunderbar,
Dichterkünste machen's wahr.

*

Wir reiten in die Kreuz und Quer
Nach Freuden und Geschäften;
Doch immer kläfft es hinterher
Und bellt aus allen Kräften.
So will der Spiz aus unserm Stall
Uns immerfort begleiten,
Und seines Bellens lauter Schall
Beweist nur, daß wir reiten.

*

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!

Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt.

✱

Im Innern ist ein Universum auch;
Daher der Völker löblicher Gebrauch,
Daß jeglicher das Beste, was er kennt,
Er Gott, ja seinen Gott benennt,
Ihm Himmel und Erden übergibt,
Ihn fürchtet, und womöglich liebt.

✱

Willst du ins Unendliche schreiten,
Geh' nur im Endlichen nach allen Seiten.

✱

Willst du dich am Ganzen erquicken,
So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken.

✱

Die endliche Ruhe wird nur verspürt,
Sobald der Pol den Pol berührt.
Drum danket Gott, ihr Söhne der Zeit,
Daß er die Pole für ewig entzweit.

✱

Die Lust, zu reden, kommt zu rechter Stunde,
Und wahrhaft fließt das Wort aus Herz und Munde.

✱

Im neuen Jahre Glück und Heil!
Auf Weh und Wunden gute Salbe!
Auf groben Klotz ein grober Keil!
Auf einen Schelmen anderthalbe!

■

Willst lustig leben,
Geh' mit zwei Säcken,
Einen zum Geben,
Einen um einzustecken.
Da gleichst du Prinzen,
Plünderst und beglückst Provinzen.

■

Willst du dir aber das Beste tun,
So bleib' nicht auf dir selber ruh'n,
Sondern folg' eines Meisters Sinn;
Mit ihm zu irren ist dir Gewinn.

*

Benutze redlich deine Zeit!
Willst was begreifen, such's nicht weit.

■

Zwischen heut und morgen
Liegt eine lange Frist.
Lerne schnell besorgen,
Da du noch munter bist.

*

Die Tinte macht uns wohl gelehrt,
Doch ärgert sie, wo sie nicht hingehört.

Geschrieben Wort ist Perlen gleich,
Ein Tintenleck ein böser Streich.

*

Mit einem Herren steht es gut,
Der, was er befohlen, selber tut.

*

Tu nur das Rechte in deinen Sachen;
Das andre wird sich von selber machen.

*

Neu-Mond und geküßter Mund
Sind gleich wieder hell, und frisch und gesund.

*

Mir gäb' es keine größere Pein,
Wär' ich im Paradies allein.

*

Geht's in der Welt dir endlich schlecht,
Du, was du willst, nur habe nicht recht.

*

Zücht'ge den Hund, den Wolf magst du peitschen;
Graue Haare sollst du nicht reizen.

*

Wer aber recht bequem ist und faul,
Flög' dem eine gebratne Taube ins Maul,

Er würde höchlich sich's verbitten,
Wär' sie nicht auch geschickt zerschnitten.

*

Freigebig ist der mit seinen Schritten,
Der kommt, von der Rake Speck zu erbitten.

*

Haft deine Kastanien zu lange gebraten;
Sie sind dir alle zu Kohlen geraten.

*

Das sind mir allzu böse Bissen,
An denen die Gäste erwürgen müssen.

*

Das ist eine von den großen Taten,
Sich in seinem eignen Fett zu braten.

*

Wer Ohren hat, soll hören;
Wer Geld hat, soll's verzehren.

*

Der Mutter schenk' ich,
Die Tochter denk' ich.

*

Wohl unglücklich ist der Mann,
Der unterläßt das, was er kann,
Und unterfängt sich, was er nicht versteht;
Rein Wunder, daß er zugrunde geht.

*

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

✱

Was räucherst du nun deinem Toten?
Hätt'st du's ihm so im Leben geboten!

✱

Ja! wer eure Verehrung nicht konnte:
Euch, nicht ihm, baut ihr Monumente!

✱

Willst du dich deines Wertes freuen,
So mußt der Welt du Wert verleihen.

✱

Will einer in die Wüste pred'gen,
Der mag sich von sich selbst erled'gen;
Spricht aber einer zu seinen Brüdern,
Dem werden sie's oft schlecht erwidern.

✱

Laß Neid und Mißgunst sich verzehren,
Das Gute werden sie nicht wehren.
Denn, Gott sei Dank! es ist ein alter Brauch:
Soweit die Sonne scheint, soweit erwärmt sie auch.

✱

• Viele Röche versalzen den Brei;
Bewahr' uns Gott vor vielen Dienern!

Wir aber sind, gesteht es frei,
Ein Lazarett von Mediziniern.

*

In meinem Revier
Sind Gelehrte gewesen,
Außer ihrem eignen Brevier
Konnten sie keines lesen.

*

Viel Rettungsmittel bietest du! was heißt's?
Die beste Rettung: Gegenwart des Geists!

*

Laß nur die Sorge sein,
Das gibt sich alles schon,
Und fällt der Himmel ein,
Kommt doch eine Lerche davon.

*

Du bist sehr eilig, meiner Treu!
Du suchst die Thür und läufst vorbei.

*

Sie glauben mit einander zu streiten,
Und fühlen das Unrecht von beiden Seiten.

*

Haben's gekauft, es freut sie daß;
Oh' man's denkt, so betrübt sie das.

*

Willst du nichts Unnützes kaufen,
Mußt du nicht auf den Jahrmarkt laufen.

*

Langeweile ist ein böses Kraut,
Aber auch eine Würze, die viel verdaut.

*

Das Glück deiner Tage
Wäge nicht mit der Goldwage.
Wirst du die Krämer-Wage nehmen,
So wirst du dich schämen und dich bequemen.

*

Was gibt uns wohl den schönsten Frieden?
Als frei am eignen Glück zu schmieden.

*

Laßt mir die jungen Leute nur
Und ergeht euch an ihren Gaben!
Es will doch Großmama Natur
Manchmal einen närrischen Einfall haben.

*

Wo Anmaßung mir wohlgefällt?
An Kindern: denen gehört die Welt.

*

Willst du mit mir haufen,
So laß die Bestie draußen.

*

Mit Narren leben wird dir gar nicht schwer,
Erhalte nur ein Tollhaus um dich her.

*

Du sollst mit dem Tode zufrieden sein,
Warum machst du dir das Leben zur Pein?

*

Rein tolleres Versehn kann sein,
Gibst einem ein Fest, und lädst ihn nicht ein.

*

Wenn ein Edler gegen dich fehlt,
So tu, als hättest du's nicht gezählt;
Er wird es in dein Schuldbuch schreiben
Und dir nicht lange im Debet bleiben.

*

Suche nicht vergebne Heilung!
Unsrer Krankheit schwer Geheimnis
Schwankt zwischen Übereilung
Und zwischen Versäumnis.

*

Ich soll nicht auf den Meister schwören,
Und immerfort den Meister hören!
Nein, ich weiß, er kann nicht lügen,
Will mich gern mit ihm betrügen.

*

Wer dem Publikum dient, ist ein armes Tier;
Er quält sich ab, niemand bedankt sich dafür.

*

Gleich zu sein unter Gleichen,
Das läßt sich schwer erreichen:
Du müßtest, ohne Verdrießen,
Wie der Schlechteste zu sein dich entschließen.

*

Du magst an dir das Falsche nähren,
Allein wir lassen uns nicht stören;
Du kannst uns loben, kannst uns schelten,
Wir lassen es nicht für das Rechte gelten.

*

Efeu und ein zärtlich Gemüt
Heftet sich an und grünt und blüht.
Kann es weder Stamm noch Mauer finden,
Es muß verdorren, es muß verschwinden.

*

Bierlich Denken und süß Erinnern
Ist das Leben im tiefsten Innern.

.

*

Ich träumt' und liebte sonnenklar;
Daß ich lebte, ward ich gewahr.

*

Wer recht will tun, immer und mit Lust,
Der hege wahre Lieb' in Sinn und Brust.

✱

Genieße, was der Schmerz dir hinterließ!
Ist Not vorüber, sind die Nöte süß.

✱

Glückselig ist, wer Liebe rein genießt,
Weil doch zuletzt das Grab so Lieb' als Haß verschließt.

✱

Viele Lieb' hab' ich erlebt,
Wenn ich liebelos gestrebet,
Und Verdrießliches erworben,
Wenn ich fast für Lieb' gestorben.
So du es zusammengezogen,
Bleibet Saldo dir gewogen.

✱

Doppelt gibt, wer gleich gibt,
Hundertfach, der gleich gibt,
Was man wünscht und liebt.

✱

Was willst du lange vigilieren,
Dich mit der Welt herum verieren?
Nur Heiterkeit und g'rader Sinn
Verschafft dir endlichen Gewinn.

✱

Was ich mir gefallen lasse?
Zuschlagen muß die Masse,
Dann ist sie respektabel;
Urteilen gelingt ihr miserabel.

*

Ich, Egoist? — Wenn ich's nicht besser wüßte!
Der Neid, das ist der Egoiste;
Und was ich auch für Wege geloffen,
Aufm Neidpfad habt ihr mich nie betroffen.

*

Im Vaterlande
Schreibe, was dir gefällt:
Da sind Liebesbände,
Da ist deine Welt.

*

Draußen zu wenig oder zu viel;
Zu Hause nur ist Maß und Ziel.

*

Nicht alles ist an Eins gebunden,
Seid nur nicht mit euch selbst im Streit!
Mit Liebe endigt man, was man erfunden;
Was man gelernt, mit Sicherheit.

*

Wer uns am strengsten kritisiert?
Ein Dilettant, der sich resigniert.

*

Wer Gott ahnet, ist hoch zu halten,
Denn er wird nie im Schlechten walten.



Macht's einander nur nicht zu sauer!
Hier sind wir gleich, Baron und Bauer.



Warum uns Gott so wohl gefällt?
Weil er sich uns nie in den Weg stellt.



Wie wollten die Fischer sich nähren und retten,
Wenn die Frösche sämtlich Bähne hätten?



Wie Kirschen und Beeren behagen,
Mußt du Rinder und Sperlinge fragen.



Was ich nicht weiß,
Macht mich nicht heiß.
Und was ich weiß,
Machte mich heiß,
Wenn ich nicht wüßte
Wie's werden müßte.



Oft, wenn dir jeder Trost entflieht,
Mußt du im stillen dich bequemen.
Nur dann, wenn dir Gewalt geschieht,

Wird die Menge an dir Anteil nehmen;
Ums Unrecht, das dir widerfährt,
Rein Mensch den Blick zur Seite kehrt.

*

Viel Gewohnheiten darfst du haben,
Aber keine Gewohnheit!
Dies Wort unter des Dichters Gaben
Halte nicht für Torheit!

*

Das Rechte, das ich viel getan,
Das sicht mich nun nicht weiter an;
Aber das Falsche, das mir entschlüpft,
Wie ein Gespenst mir vor Augen hüpf.

*

Gebt mir zu tun:
Das sind reiche Gaben!
Das Herz kann nicht ruhn,
Will zu schaffen haben.

*

Ihrer viele wissen viel;
Von der Weisheit sind sie weit entfernt.
Andre Leute sind euch ein Spiel;
Sich selbst hat niemand ausgelernt.

*

Magst du einmal mich hintergehen,
Merk' ich's, so laß ich's wohl geschehen;

Gestehst du mir's aber ins Gesicht,
In meinem Leben verzeih' ich's nicht.

*

Nicht größern Vorteil wüßt' ich zu nennen,
Als des Feindes Verdienst erkennen.

*

Ihr sucht die Menschen zu benennen
Und glaubt, am Namen sie zu kennen.
Wer tiefer sieht, gesteht sich frei:
Es ist was Anonymes dabei.

*

Was soll ich viel lieben, was soll ich viel hassen?
Man lebt nur vom leben lassen.

*

Nichts leichter, als dem Dürftigen schmeicheln;
Wer mag aber ohne Vorteil heucheln?

*

Verweile nicht und sei dir selbst ein Traum,
Und wie du reifest, danke jedem Raum,
Bequeme dich dem Heißen wie dem Kalten:
Dir wird die Welt, du wirst ihr nie veralten.

*

Ohne Umschweife
Begreife,
Was dich mit der Welt entzweit:
Nicht will sie Gemüt, will Höflichkeit.

*

Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen,
Deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen;
Harte Bissen gibt es zu kauen:
Wir müssen erwürgen oder sie verdauen.

✱

Niederträchtigers wird nichts gereicht,
Als wenn der Tag den Tag erzeugt.

*

Was hat dir das arme Glas getan?
Sieh deinen Spiegel nicht so häßlich an!

✱

Aus einer großen Gesellschaft heraus
Ging einst ein stiller Gelehrter zu Haus.
Man fragte: „Wie seid Ihr zufrieden gewesen?“
„Wären's Bücher“, sagt' er, „ich würd' sie nicht lesen.“

✱

Seh' ich die Werke der Meister an,
So seh' ich das, was sie getan;
Betracht' ich meine Siebensachen,
Seh' ich, was ich hätt' sollen machen.

*

Wenn du dich selber machst zum Knecht,
Bedauert dich niemand, geht's dir schlecht;
Machst du dich aber selbst zum Herrn,
Die Leute sehn es auch nicht gern;
Und bleibst du redlich, wie du bist,
So sagen sie, daß nichts an dir ist.

✱

Über Wetter- und Herren-Launen
Runzle niemals die Augenbraunen;
Und bei den Grillen der hübschen Frauen
Mußt du immer vergnüglich schauen.

*

Wenn dir's im Kopf und Herzen schwirrt,
Was willst du Bessres haben?
Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der lasse sich begraben!

*

Ich liebe mir den heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen:
Wer sich nicht selbst zum besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten.

*

Kannst dem Schicksal widerstehen,
Aber manchmal gibt es Schläge;
Will's nicht aus dem Wege gehen,
Ei! so geh du aus dem Wege!

*

Mußt nicht widerstehn dem Schicksal,
Aber mußt es auch nicht fliehen!
Wirst du ihm entgegen gehen,
Wird's dich freundlich nach sich ziehen.

*

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Mußt dich ums Vergangne nicht bekümmern;
Das Wenigste muß dich verdrießen;

Mußt stets die Gegenwart genießen,
Besonders keinen Menschen hassen
Und die Zukunft Gott überlassen.

*

Begeisterung ist keine Heringsware,
Die man einpökelt auf einige Jahre.

*

Als Knabe verschlossen und trüzig,
Als Jüngling anmaßlich und stüzig,
Als Mann zu Taten willig,
Als Greis leichtsinnig und grillig!
Auf deinem Grabstein wird man lesen:
Das ist fürwahr ein Mensch gewesen!

*

Darf man das Volk betrügen?
Ich sage: nein!
Doch willst du sie belügen,
So mach' es nur nicht fein.

*

Das Größte will man nicht erreichen,
Man beneidet nur seines Gleichen;
Der schlimmste Neidhart ist in der Welt,
Der jeden für seines Gleichen hält.

*

Mann mit zugeknöpften Taschen,
Dir tut niemand was zulieb':

Hand wird nur von Hand gewaschen;
Wenn du nehmen willst, so gib!

*

Wer will denn alles gleich ergründen!
Sobald der Schnee schmilzt, wird sich's finden.

■

„Die Flut der Leidenschaft, sie stürmt vergebens
Ans unbezwungne feste Land.“
Sie wirft poetische Perlen an den Strand,
Und das ist schon Gewinn des Lebens.

*

Ob ich Ird'sches denk' und sinne,
Das gereicht zu höherem Gewinne.
Mit dem Staube nicht der Geist zerstoßen,
Dringet, in sich selbst gedrängt, nach oben.

*

Im Atemholen sind zweierlei Gnaden:
Die Luft einziehen, sich ihrer entladen;
Jenes bedrängt, dieses erfrischt;
So wunderbar ist das Leben gemischt.
Du danke Gott, wenn Er dich preßt,
Und dank' Ihm, wenn Er dich wieder entläßt.

*

Betrübt euch nicht, ihr guten Seelen!
Denn wer nicht fehlt, weiß wohl, wenn andre fehlen;

Allein wer fehlt, der ist erst recht daran,
Er weiß nun deutlich, wie sie wohl getan.

*

Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft geründet,
Ältestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun! man kommt wohl eine Strecke.

*

Höre den Rat, den die Leier tönt!
Doch er nuzet nur, wenn du fähig bist:
Das glücklichste Wort, es wird verhöhnt,
Wenn der Hörer ein Schiefsohr ist.

„Was tönt denn die Leier?“ Sie tönet laut:
Die schönste, das ist nicht die beste Braut;
Doch wenn wir dich unter uns zählen sollen,
So mußt du das Schönste, das Beste wollen.

*

Was verkürzt mir die Zeit?
Tätigkeit!
Was macht sie unerträglich lang?
Müßiggang!
Was bringt in Schulden?
Harren und Dulden!

Was macht gewinnen?
Nicht lange besinnen!
Was bringt zu Ehren?
Sich wehren!

*

Freigebiger wird betrogen,
Geizhaster ausgesogen.
Verständiger irregeleitet,
Vernünftiger leer geweitet.
Der Harte wird umgangen,
Der Simpel wird gefangen —
Beherrsche diese Lüge,
Betrogener, betrüge!

*

Was heißt denn Reichtum? — Eine wärmende Sonne,
Genießt sie der Bettler, wie wir sie genießen!
Es möge doch keinen der Reichen verdrießen
Des Bettlers im Eigensinn selige Wonne!

*

Was klagst du über Feinde?
Sollten solche je werden Freunde,
Denen das Wesen, wie du bist,
Im stillen ein ewiger Vorwurf ist?

■

Soll man dich nicht aufs schmachlichste berauben,
Verbirg dein Gold, dein Weggehn, deinen Glauben!

*

Getretner Quark
Wird breit, nicht stark.

*

Müßet im Naturbetrachten
Immer eins wie alles achten!
Nichts ist drinne, nichts ist draußen:
Denn was innen, das ist außen.
So ergreifet ohne Säumnis
Heilig öffentlich Geheimnis!

*

Freuet euch des wahren Scheins,
Euch des ernstesten Spieles:
Rein Lebend'ges ist ein Eins,
Immer ist's ein Vieles!

*

Von heiligen Männern und von weisen
Ließ' ich mich recht gern unterweisen,
Aber es müßte kurz geschehn,
Langes Reden will mir nicht anstehn.
Wonach soll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und sie nicht verachten.

*

Nichts vom Vergänglichen,
Wie's auch geschah!
Uns zu verewigen,
Sind wir ja da.

*

Prüft das Geschick dich, weiß es wohl warum:
Es wünschte dich enthaltsam! Folge stumm.

*

Mein Erbteil, wie herrlich, weit und breit!
Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit.

*

Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann!
Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann.

*

Wie das Gestirn,
Ohne Hast,
Aber ohne Rast,
Drehe sich jeder
Um die eigne Last.

*

Und so sag' ich zum zehnten Male:
Alles gibt sie reichlich und gern,
Natur hat weder Kern
Noch Schale;
Du prüfe dich nur allermeist,
Ob du Kern oder Schale seist!

*

Nichts schrecklicher kann den Menschen geschehn,
Als das Absurde verkörpert zu sehn.

*

Dummes Zeug kann man viel reden,
Kann es auch schreiben,

Wird weder Leib noch Seele töten,
Es wird alles beim alten bleiben.

*

Im Auslegen seid frisch und munter!
Legt ihr's nicht aus, so legt was unter.

*

Wie einer denkt, ist einerlei,
Was einer tut, ist zweierlei;
Macht er's gut, so ist es recht,
Gerät es nicht, so bleibt es schlecht.

*

Von Jahren zu Jahren
Muß man viel Fremdes erfahren;
Du trachte, wie du lebst und leibst,
Daß du nur immer derselbe bleibst.

*

Das Tüchtige, und wenn auch falsch,
Wirkt Tag für Tag, von Haus zu Haus;
Das Tüchtige, wenn's wahrhaft ist,
Wirkt über alle Zeiten hinaus.

*

Wer etwas taugt, der schweige still,
Im stillen gibt sich's schon;
Es gilt, man stelle sich wie man will,
Doch endlich die Person.

*

Fehlst du, laß dich's nicht betrüben:
Denn der Mangel führt zum Lieben;
Kannst dich nicht vom Fehl befreien,
Wirst du andern gern verzeihn.

*

„Wie mag ich gern und lange leben?“
Mußt immer nach dem Trefflichsten streben:
Des unerkannt Trefflichen wirkt so viel,
Und Zeit und Ewigkeit legt ihm kein Ziel.

*

Was mich tröstet in solcher Not:
Gescheite Leute, sie finden ihr Brot,
Tüchtige Männer erhalten das Land,
Hübsche Mädchen verschlingen das Band!
Wird dergleichen noch ferner geschehn,
So kann die Welt nicht untergehn.

*

Lieb' und Leidenschaft können verfliegen,
Wohlwollen aber wird ewig siegen.

*

Ein Mann, der Tränen streng entwöhnt,
Mag sich ein Held erscheinen;
Doch wenn's im Innern sehnt und dröhnt,
Geb ihm ein Gott — zu weinen.

*

All unser redlichstes Bemühn
Glückt nur im unbewußten Momente.

Wie möchte denn die Rose blühn,
Wenn sie der Sonne Herrlichkeit erkannte?

*

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

✠

Was auch als Wahrheit oder Fabel
In tausend Büchern dir erscheint,
Das alles ist ein Turm zu Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint.

*

Wohl, wer auf rechter Spur
Sich in der Stille siedelt!
Im Offnen tanzt sich's nur,
So lang' Fortuna siedelt.

✠

Überall trinkt man guten Wein,
Jedes Gefäß genügt dem Becher;
Doch soll es mit Wonne getrunken sein,
So wünsch' ich mir künstlichen griechischen Becher.

✠

Und so haltet, liebe Söhne,
Einzig euch auf eurem Stand:
Denn das Gute, Liebe, Schöne,
Leben ist's dem Lebens-Band.

*

Liegt dir Gestern klar und offen,
Wirfst du heute kräftig frei,
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei.

*

Anstatt daß ihr bedächtig steht,
Versucht's zusammen eine Strecke;
Wißt ihr auch nicht, wohin es geht,
So kommt ihr wenigstens vom Flecke.

*

„Wer ist ein unbrauchbarer Mann?“
Der nicht befehlen und auch nicht gehorchen kann.

*

Künstler, dich selbst zu adeln,
Mußt du bescheiden prahlen;
Laß dich heute loben, morgen tadeln,
Und immer bezahlen!

*

„Du bist ein wunderlicher Mann,
Warum verstummst du vor diesem Gesicht?“
Was ich nicht loben kann,
Davon sprech' ich nicht.

*

Mit der Welt muß niemand leben,
Als wer sie brauchen will;
Ist er brauchbar und still,

Sollt' er sich lieber dem Teufel ergeben
Als zu tun, was sie will.

*

Wie es in der Welt so geht —
Weiß man, was geschah?
Und was auf dem Papiere steht,
Das steht eben da.

*

Soll es reichlich zu dir fließen,
Reichlich andre laß genießen.

*

Ich wünsche mir eine hübsche Frau,
Die nicht alles nähme gar zu genau,
Doch aber zugleich am besten verstände,
Wie ich mich selbst am besten befände.

*

Besser betteln als borgen!
Warum sollen zwei denn sorgen?
Wenn einer sorgt und redlich denkt,
Kommt anderer wohl und heiter und schenkt.
Das sind die besten Intressen,
Die Schuldner und Gläubiger vergessen.

*

„Ich bin ein armer Mann,
Schäze mich aber nicht gering.“
Die Armut ist ein ehrlich Ding,
Wer mit umgehn kann.

*

Man könnt' erzogene Kinder gebären,
Wenn die Eltern erzogen wären.

■

Was ich in meinem Haus ertrag',
Das sieht ein Fremder am ersten Tag;
Doch ändert er sich's nicht zuliebe,
Und wenn er hundert Jahre bliebe.

*

Wie auch die Welt sich stellen mag,
Der Tag immer belügt den Tag.

*

Halte dich nur im stillen rein
Und laß es um dich wettern;
Je mehr du fühlst, ein Mensch zu sein,
Desto ähnlicher bist du den Göttern.

*

Mit sich selbst zu Räte gehn,
Immer wird's am besten stehn:
Gern im Freien, gern zu Haus,
Lausche da und dort hinaus
Und kontrolliere dich für und für,
Da horchen alt und jung nach dir.

*

Das Schlimmste, was uns widerfährt,
Das werden wir vom Tag gelehrt.
Wer in dem Gestern heute sah,

Dem geht das Heute nicht allzu nah,
Und wer im Heute sieht das Morgen,
Der wird sich rühren, wird nicht sorgen.

*

Und wo die Freunde verfaulen,
Das ist ganz einerlei,
Ob unter Marmor-Säulen
Oder im Rasen frei.
Der Lebende bedenke,
Wenn auch der Tag ihm mault,
Daß er den Freunden schenke,
Was nie und nimmer fault.

*

Die Bösen soll man nimmer schelten:
Sie werden zur Seite der Guten gelten;
Die Guten aber werden wissen,
Vor wem sie sich sorglich hüten müssen.

*

Dem Arzt verzeiht! Denn doch einmal
Lebt er mit seinen Kindern.
Die Krankheit ist ein Kapital,
Wer wollte das vermindern!

*

Verständige Leute kannst du irren sehn,
In Sachen nämlich, die sie nicht verstehn.

*

Der trockne Versemann
Weiß nur zu tadeln;

Ja, wer nicht ehren kann,
Der kann nicht adeln.

*

Anbete du das Feuer hundert Jahr,
Dann fall hinein: dich frist's mit Haut und Haar.

*

Viel Wunderkuren gibt's jezhunder,
Bedenkliche, gesteh' ich's frei!
Natur und Kunst tun große Wunder,
Und es gibt Schelme nebenbei.

*

Am Lehrling mäkelten sie,
Nun mäkeln sie am Wanderer;
Jener lernte spät und früh,
Dieser wird kein andrer.
Beide wirken im schönen Kreise
Kräftig, wohlgemut und zart;
Lerne doch jeder nach seiner Weise,
Wandle doch jeder in seiner Art.

*

Lasset walten, lasset gelten,
Was ich wunderbar verkündigt!
Dürftet ihr den Guten schelten,
Der mit seiner Zeit gesündigt?

*

Niemand will der Dichter kränken,
Folgt er kühn dem raschen Flug;

Wollte jemand anders denken,
Ist der Weg ja breit genug.

*

In keiner Gilde kann man sein,
Man wisse denn zu schultern fein;
Das, was sie lieben, was sie hassen,
Das muß man eben geschehen lassen;
Das, was sie wissen, läßt man gelten,
Was sie nicht wissen, muß man schelten,
Althergebrachtes weiter führen,
Das Neue klüglich retardieren;
Dann werden sie dir zugestehn,
Auch nebenher deinen Weg zu gehn.

*

Die geschichtlichen Symbole —
Töricht, wer sie wichtig hält;
Immer forschet er ins Hohle
Und versäumt die reiche Welt.

*

Suche nicht verborgne Weihe!
Unterm Schleier laß das Starre!
Willst du leben, guter Narre,
Sieh nur hinter dich ins Freie.

*

Je mehr man kennt, je mehr man weiß,
Erkennt man: alles dreht im Kreis!

*

Ursprünglich eignen Sinn
Laß dir nicht rauben!
Woran die Menge glaubt,
Ist leicht zu glauben.
Natürlich mit Verstand
Sei du beflissen!
Was der Gescheite weiß,
Ist schwer zu wissen.

*

Wenn im Unendlichen dasselbe
Sich wiederholend ewig fließt,
Das tausendfältige Gewölbe
Sich kräftig in einander schließt:
Strömt Lebenslust aus allen Dingen,
Dem kleinsten wie dem größten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen
Ist ewige Ruh' in Gott, dem Herrn.

*

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust, zu fabulieren.
Urahn herr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wider,
Urahn frau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Komplex zu trennen,

Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

*

Märkte reizen dich zum Kauf;
Doch das Wissen blähet auf.
Wer im stillen um sich schaut,
Lernet, wie die Lieb erbaut.
Bist du Tag und Nacht beflissen,
Viel zu hören, viel zu wissen:
Horch' an einer andern Türe,
Wie zu wissen sich gebühre.
Soll das Rechte zu dir ein,
Fühl' in Gott was Rechts zu sein:
Wer von reiner Lieb' entbrannt,
Wird vom lieben Gott erkannt.

*

Es geht eins nach dem andern hin,
Und auch wohl vor dem andern;
Drum laßt uns rasch und brav und kühn
Die Lebenswege wandern.

*

Wisse, daß mir sehr mißfällt,
Wenn so viele singen und reden!
Wer treibt die Dichtkunst aus der Welt?
Die Poeten!

*

Die stille Freude wollt ihr stören?
Laßt mich bei meinem Becher Wein:

Mit andern kann man sich belehren,
Begeistert wird man nur allein.

*

Willst du dir ein gut Leben zimmern,
Mußt ums Vergangne dich nicht bekümmern,
Und wäre dir auch was verloren,
Erweise dich wie neu geboren.
Was jeder Tag will, sollst du fragen,
Was jeder Tag will, wird er sagen;
Mußt dich an eigenem Tun ergözen,
Was andre tun, das wirst du schätzen;
Besonders keinen Menschen hassen,
Und das übrige Gott überlassen.

*

Wer mit dem Leben spielt,
Kommt nie zurecht;
Wer sich nicht selbst befiehlt,
Bleibt immer ein Knecht.

*

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion;
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion.

*

Wer Bedingung früh erfährt,
Gelangt bequem zur Freiheit;
Wem Bedingung sich spät aufdringt,
Gewinnt nur bittere Freiheit.

*

Ich habe nichts gegen die Frömmigkeit,
Sie ist zugleich Bequemlichkeit;
Wer ohne Frömmigkeit will leben,
Muß großer Mühe sich ergeben:
Auf seine eigne Hand zu wandern,
Sich selbst genügen und den andern
Und freilich auch dabei vertraun,
Gott werde wohl auf ihn niederschaun.

*

Ich kann mich nicht bereden lassen,
Macht mir den Teufel nur nicht klein:
Ein Kerl, den alle Menschen hassen,
Der muß was sein!

*

Kann die Vorsicht größer sein,
Das Unheil zu entfernen?
Ich seh' bei hellem Mondenschein
Nachtwächter mit Laternen.

*

Wenn auch der Held sich selbst genug ist,
Verbunden geht es doch geschwinder;
Und wenn der Überwundne klug ist,
Gesellt er sich zum Überwinder.

✱

Ein jeder kehre vor seiner Thür,
Und rein ist jedes Stadtquartier.
Ein jeder übe sein' Lektion,
So wird es gut im Räte stohn.

✱

Sonst: wie die Alten sungen,
So zwitscherten die Jungen;
Jetzt: wie die Jungen singen,
Soll's bei den Alten klingen.
Bei solchem Lied und Reigen
Das beste — ruhn und schweigen.

*

Ich bin so sehr geplagt
Und weiß nicht, was sie wollen,
Daß man die Menge fragt,
Was einer hätte tun sollen.

*

Ja! Ich rechne mir's zur Ehre,
Wandle fernerhin allein!
Und wenn es ein Irrtum wäre,
Soll es doch nicht eurer sein!

*

Jüngling, merke dir in Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht,
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht.

*

Bekennntnis heißt nach altem Brauch
Geständnis, wie man's meint;
Man rede frei, und wenn man auch
Nur zwei und drei vereint.

*

Ämtchen bringen Räppchen,
Ämtchen bringen Läppchen;
Reißen oft die Rappen
Und das Kleid in Lappen.

*

Der Philosoph, dem ich zumeist vertraue,
Lehrt, wo nicht gegen alle, doch die meisten,
Daß unbewußt wir stets das Beste leisten;
Das glaubt man gern und lebt nun frisch ins Blaue.

*

In die Welt hinaus!
Außer dem Haus
Ist immer das beste Leben;
Wem's zu Hause gefällt,
Ist nicht für die Welt —
Mag er leben!

*

Zu unfres Lebens oft getrübten Tagen
Gab uns ein Gott Ersatz für alle Plagen,
Daß unser Blick sich himmelwärts gewöhne:
Den Sonnenschein, die Tugend und das Schöne.

*

Ehre, die uns hoch erhebt,
Führt vielleicht aus Maß und Schranken;
Liebe, die im Innern lebt,
Sammelt schwärmende Gedanken.

*

Soll dich das Alter nicht verneinen,
So mußt du es gut mit andern meinen,
Mußt viele fördern, manchem nützen:
Das wird dich vor Vernichtung beschützen.

■

Manches Herrliche der Welt
Ist in Krieg und Streit zerronnen;
Wer beschützt und erhält,
Hat das schönste Los gewonnen.

*

Bist undankbar, so hast nicht recht,
Bist du dankbar, so geht dir's schlecht:
Den rechten Weg wirst nie vermissen,
Handle nur nach Gefühl und Gewissen.

*

Das mußt du als ein Knabe leiden,
Daß dich die Schule tüchtig rekt.
Die alten Sprachen sind die Scheiden,
Darin das Messer des Geistes steckt.

*

Was die Weiber lieben und hassen,
Das wollen wir ihnen gelten lassen;
Wenn sie aber urteilen und meinen,
Da will's oft wunderlich erscheinen.

*

Da wächst der Wein, wo's Faß ist,
Es regnet gern, wo's naß ist,

Zu Tauben fliegt die Taube,
Zur Mutter paßt die Schraube,
Der Stöpsel sucht die Flaschen,
Die Behrung Reisetaschen,
Weil alles, was sich rühret,
Am Schluß doch harmonieret.

*

Memento mori! gibt's genug,
Mag sie nicht hererzählen;
Warum sollt' ich im Lebensflug
Dich mit der Grenze quälen?
Drum, als ein alter Knasterbart,
Empfehl' ich dir *docendo*:
Mein teurer Freund, nach deiner Art
Nur *vivere memento!*

*

Gut verloren — etwas verloren!
Mußt rasch dich besinnen
Und neues gewinnen.
Ehre verloren — viel verloren!
Mußt Ruhm gewinnen,
Da werden die Leute sich anders besinnen.
Mut verloren — alles verloren!
Da wär' es besser: nicht geboren.

*

Woher sind wir geboren?
Aus Lieb'.
Wie wären wir verloren?
Ohn' Lieb'.

Was hilft uns überwinden?

Die Lieb'.

Kann man auch Liebe finden?

Durch Lieb'.

Was läßt nicht lange weinen?

Die Lieb'.

Was soll uns stets vereinen?

Die Lieb'.



Ihr könnt mir immer ungescheut,
Wie Blüchern, Denkmal setzen;
Von Franzén hat er euch befreit,
Ich von Philister-Negen.

Aus den Briefen

Die Briefe sind zur tieferen Kenntniss des Menschen Goethe nicht umgänglich. Denn sie sind die intimsten Dokumente des edel Menschlichsten aller Menschen und erschließen uns den Blick in ein allgewaltiges Menschentum. Goethe kannte den Wert von Briefen. Alle seine Korrespondenzen sind von ihm sorgfältig gesammelt und aufbewahrt worden. Er selbst hat bekannt: „Deshalb sind Briefe so viel wert, weil sie das Unmittelbare des Daseins aufbewahren.“ Und am 29. November 1820 schrieb er mit Bezug auf das Brieffschreiben: „Ich gebe mich dieser Beschäftigung gern hin, weil es interessant ist, auf die unschuldigste Weise zu beobachten, wie es im sittlichen und ästhetischen Sinne an vielen Ecken und Enden des lieben Vaterlandes aussieht.“ Das Korpus der Goethischen Briefe wird in der Weimarer Ausgabe an 50 Bände umfassen. Eine achtbändige Auswahl verdanken wir Philipp Stein (O. Elsner, Berlin). Eine andere Auswahl von E. v. d. Hellen ist bei Cotta erschienen. Eine hübsche populäre Ausgabe hat Ernst Hartung (Alles um Liebe; Vom tätigen Leben) geschaffen. Schließlich seien noch die beiden Bändchen der Deutschen Dichtergedächtnisstiftung erwähnt, die von Wilhelm Bode herausgegeben worden sind. Außerdem existieren Sonderausgaben der Briefwechsel mit Schiller, Knebel, Karl August, Zelter, Frau Rat, Charlotte v. Stein, Marianne v. Willemer u. a. Die hier folgende Auswahl konnte natürlich nur das Wesentlichste, Tiefste und Bezeichnendste berücksichtigen. Aber auch schon in diesem Tropfen aus dem Meere erscheint uns Goethe als der Gewaltige, der das Wort gesprochen:

Auch ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt: ein Kämpfer sein.

An den Jugendfreund W. E. L. Moors.

Leipzig, 1. Oktober 1766.

Was ist der Stand? Eine eitle Farbe, die die Menschen erfunden haben, um Leute, die es nicht verdienen, mit anzustreichen! Und Geld ist ein ebenso elender Vorzug in den Augen eines Menschen, der denkt. Ich liebe ein Mädchen ohne Stand und ohne Vermögen, und jezo fühle ich zum allerersten Male das Glück, das eine wahre Liebe macht. Ich habe die Gewogenheit meines Mädchens nicht denen elenden kleinen Trakasserien des Liebhabers zu danken; nur durch meinen Charakter, nur durch mein Herz habe ich sie erlangt. Ich brauche keine Geschenke, um sie zu erhalten, und ich sehe mit einem verachtenden Aug' auf die Bemühungen herunter, durch die ich ehemals die Gunstbezeugungen einer W. erkaufte. Das fürtreffliche Herz meiner S.¹⁾ ist mir Bürge, daß sie mich nie verlassen wird, als dann, wenn es uns Pflicht und Notwendigkeit gebieten werden, uns zu trennen.

An die Schwester Cornelle.

Leipzig, 15. Mai 1767.

Da ich ganz ohne Stolz bin, kann ich meiner innerlichen Überzeugung glauben, die mir sagt, daß ich einige Eigenschaften besitze, die zu einem Poeten erfordert werden, und daß ich durch Fleiß einmal einer werden könnte. Ich habe von meinem zehnten Jahre angefangen, Verse zu schreiben, und habe geglaubt, sie seien gut; jezo in meinem 17. sehe ich, daß sie

1) Rätchen Schöntopf.

schlecht sind, aber ich bin doch 7 Jahre älter und mache sie um 7 Jahre besser. Hätte mir einer anno 62 von meinem „Joseph“ gesagt, was ich jetzt selbst davon sage, ich würde so niedergeschlagen worden sein, daß ich nie eine Feder angerührt hätte. . . . Man lasse doch mich gehen! Habe ich Genie, so werde ich Poete werden, und wenn mich kein Mensch verbessert. Habe ich keins, so helfen alle Kritiken nichts.

An A. F. Oeser¹⁾

Frankfurt, 9. November 1768.

Wie gewiß, wie leuchtend wahr, ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, daß die Werkstatt des großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritikers.

An Rätchen Schöntopf.

Frankfurt, 30. Dezember 1768.

Unglück ist auch gut. Ich habe viel in der Krankheit gelernt, das ich nirgends in meinem Leben hätte lernen können. Es ist vorbei, und ich bin wieder ganz munter, ob ich gleich drei volle Wochen nicht aus der Stube gekommen bin und mich fast niemand besucht als mein Doktor, der, Gott sei Dank, ein lebenswürdiger Mann ist. Ein närrisch Ding um uns Menschen! Wie ich in muntre Gesellschaft war, war ich verdrießlich; jetzt bin ich von aller Welt verlassen und bin lustig.

1) Direktor der Kunstakademie und Zeichenschule in Leipzig.
VIII*

Ein großer Geist irrt sich so gut wie ein kleiner; jener, weil er keine Schranken kennt, und dieser, weil er seinen Horizont für die Welt nimmt. O, meine Freundin, das Licht ist die Wahrheit, doch die Sonne ist nicht die Wahrheit, von der doch das Licht quillt. Die Nacht ist Unwahrheit. Und was ist Schönheit? Sie ist nicht Licht und nicht Nacht, Dämmerung, eine Geburt von Wahrheit und Unwahrheit. Ein Mittel-ding. In ihrem Reiche liegt ein Scheideweg so zwei-deutig, so schielend — ein Herkules unter den Philo-sophen könnte sich vergreifen. Ich will abbrechen; wenn ich in diese Materie komme, da werd' ich zu aus-schweifend, und doch ist sie meine Lieblingsmaterie. Wie möchte ich ein paar hübsche Abende bei Ihrem lieben Vater sein! Ich hätte ihm gar viel zu sagen. Meine gegenwärtige Lebensart ist der Philosophie gewidmet. Eingesperrt, allein, Birkel, Papier, Feder und Tinte, und zwei Bücher, mein ganzes Rüstzeug. Und auf diesem einfachen Wege komme ich in Er-kenntnis der Wahrheit oft so weit und weiter, als andre mit ihrer Bibliothekarwissenschaft. Ein großer Ge-lehrter ist selten ein großer Philosoph, und wer mit Mühe viel Bücher durchblättert hat, verachtet das leichte einfältige Buch der Natur. Und es ist doch nichts wahr, als was einfältig ist; freilich eine schlechte Re-kommendation für die wahre Weisheit. Wer den ein-fältigen Weg geht, der geh ihn, und schweige still! Demut und Bedächtlichkeit sind die notwendigsten Eigenschaften unsrer Schritte darauf, deren jeder

endlich belohnt wird. Ich danke es Ihrem lieben Vater; er hat meine Seele zuerst zu dieser Form bereitet.

An Johanna Fahlmer.

Weimar, 22. November 1775.

Lieb Töchterchen! Wie eine Schlittenfahrt geht mein Leben, rasch weg und klingelnd und promenierend auf und ab. Gott weiß, wozu ich noch bestimmt bin, daß ich solche Schulen durchgeführt werde! Diese gibt meinem Leben neuen Schwung, und es wird alles gut werden. Ich kann nichts von meiner Wirtenschaft sagen; sie ist zu verwickelt, aber alles geht erwünscht. Wunderlich Aufsehen macht's hier, wie natürlich. Schreiben Sie mir ein Wort. Wieland ist gar lieb, wir stecken immer zusammen, und gar zu gerne bin ich unter seinen Kindern. Sein Weib ist herzebrav.

An Charlotte v. Stein.

Ilmenau, 22. Juli 1776.

Es bleibt ewig wahr: sich zu beschränken, einen Gegenstand, wenige Gegenstände, recht bedürfen, so auch recht lieben, an ihnen hängen, sie auf alle Seiten wenden, mit ihnen vereinigt werden, das macht den Dichter — den Künstler — den Menschen.

An J. C. Restner.

Auf der Wartburg, 28. September 1777.

Lieber Restner, nicht daß ich Euch vergessen habe, sondern daß ich im Zustande des Schweigens bin gegen alle Welt, den die alten Weisen schon angeraten

haben und in dem ich mich höchst wohl befinde, indes sich viele Leute mit Märchen von mir unterhalten, wie sie sich ehemals von meinen Märchen unterhielten. . . Einen Rat verlangt Ihr! Aus der Ferne ist schwer raten! Aber der sicherste, treueste, erprobteste ist: bleibt, wo Ihr seid. Tragt diese oder jene Unbequemlichkeit, Verdruß, Hintansetzung usw., weil Ihr's nicht besser finden werdet, wenn Ihr den Ort verändert. Bleibt fest und treu auf Eurem Plaze. Fest und treu auf einem Zweck. Ihr seid ja der Mann dazu, und Ihr werdet vordringen durch's Bleiben, weil alles andre hinter Euch weicht. Wer seinen Zustand verändert, verliert immer die Reise- und Einrichtekosten, moralisch und ökonomisch, und setzt sich zurück. Das sag ich Dir als Weltmensch, der nach und nach mancherlei lernt, wie's zugeht. Schreib mir aber mehr von Dir; vielleicht sag ich Dir was bestimmt Besseres.

An Charlotte v. Stein.

Goslar, 6. Dezember und
Klaustal, 9. Dezember 1777.

Mir ist's eine sonderbare Empfindung, unbekannt in der Welt herumzuziehen. Es ist mir, als wenn ich mein Verhältnis zu den Menschen und den Sachen weit wahrer fühlte. Ich heiße Weber, bin ein Maler, habe jura studiert, oder ein Reisender überhaupt, betrage mich sehr höflich gegen jedermann und bin überall wohl aufgenommen. Mit Frauens hab ich noch gar nichts zu schaffen gehabt. Eine reine Ruh und Sicherheit umgibt mich. — — In meiner Ver-

kappung seh ich täglich, wie leicht es ist, ein Schelm zu sein, und wieviel Vorteile einer, der sich im Augenblick verleugnet, über die harmlose Selbstigkeit der Menschen gewinnen kann. Niemand macht mir mehr Freude, als die Hundsfötter, die ich nun so ganz vor mir gewähren und ihre Rolle gemächlich ausspielen lasse. Der Nutzen aber, den das auf meinen phantastischen Sinn hat, mit lauter Menschen umzugehn, die ein bestimmtes, einfaches, dauerndes, wichtiges Geschäft haben, ist unsäglich. Es ist wie ein kaltes Bad, das einen aus einer bürgerlich wollüstigen Abspannung wieder zu einem neuen kräftigen Leben zusammenzieht.

An J. F. Krafft¹⁾.

Weimar, 11. November 1778.

Dem, der sich mit den Wellen herumarbeitet, ist's wohl der schlimmste Herzensstoß, wenn der Willige am Ufer nicht Kräfte genug hat, alle zu retten, die der Sturm gegen seine Rüste treibt. Wenn der, dem ein Menschengeschöpf die reichste Beute des Strandrechts wäre, mit wenigen sich begnügen und die andern untergehn sehn muß. In der Vorstellung, die ich mir von Ihnen aus den Briefen mache, glaub ich mich nicht zu betrügen, und was mir am wehesten tut, ist, daß ich einem Mann, der so genügsam verlangt, weder Hilfe noch Hoffnung geben kann. Um diesen Teich, den ein Engel nur selten bewegt, harren Hunderte viele Jahre her; nur wenige können genesen, und ich bin der Mann nicht, zwischen der Zeit zu sagen:

1) Ein unbekannter Schützling Goethes.

Steh auf und wandle! Nehmen Sie das Wenige, was ich Ihnen geben kann, als ein Brett, das ich Ihnen in dem Augenblick zuwerfe, um Zeit zu gewinnen. Bleiben Sie in der Jahreszeit, wo Sie sind; ich will in der Folge gern für eine kleine Beihilfe sorgen. Melden Sie mir die Ankunft des Gelds und wieweit Sie damit zu reichen denken. Ist Ihnen mit einem Kleid, Überrock, Stiefeln, warmen Strümpfen gedient, so schreiben Sie; ich habe zu entbehren. Fassen Sie wieder Fuß auf der Erde! Man lebt nur einmal. Ich weiß im ganzen Umfang, was das heißt: sich das Schicksal eines Menschen mehr, zu den übrigen Lasten, auf den Hals binden, aber Sie sollen nicht zu Grunde gehen.

An Krafft.

Weimar, 23. November 1778.

Sie sind mir nicht zur Last, vielmehr lehrt mich's wirtschaften; ich verändle viel von meinem Einkommen, das ich für den Nothleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, daß Ihre Tränen und Ihr Segen nichts sind? Der, der hat, darf nicht segnen, er muß geben; aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austheilen, so hat das Schicksal dem Elenden zum Gleichgewichte den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht. Vielleicht findet sich bald, wo Sie mir nützlich sein können, denn nicht der Projektmacher und Versprecher, sondern der im geringen treue Dienste anbietet, ist dem willkommen, der so gern was Gut's und Dauerhaftes tun möchte. Fassen Sie

die armen Menschenfreunde mit Klauseln und Rauteln nicht, man muß recht fleißig beten, um bei so viel widrigen Erfahrungen den jugendlichen guten Willen, Mut und Leichtsin (die Ingredienzien des Wohltuns) zu erhalten. Und es ist mehr eine Wohltat von Gott, wenn er uns, da man so selten was tun kann, einmal einen wirklich Elenden erleichtern heißt.

An Charlotte v. Stein.

Dornburg, 4. Mai 1779.

Um die Einsamkeit ist's eine schöne Sache, wenn man mit sich selbst in Frieden lebt und was Bestimmtes zu tun hat.

An die Mutter.

Weimar, 9. August 1779.

Da ich aller Versuchung widerstanden habe, von hier wegzuwitschen und Euch zu überraschen, so wollt ich auch diese Reise recht nach Herzenslust genießen. Das Unmögliche erwart ich nicht. Gott hat nicht gewollt, daß der Vater die so sehnlich gewünschten Früchte, die nun reif sind, genießen solle; er hat ihm den Appetit verdorben, und so sei's! Ich will gerne von der Seite nichts fordern, als was ihm der Humor des Augenblicks für ein Betragen eingibt. Aber Sie möcht ich recht fröhlich sehen und Ihr einen guten Tag bieten, wie noch keinen. Ich habe alles, was ein Mensch verlangen kann, ein Leben, in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott Geliebter, der

die Hälfte seines Lebens hingebracht hat und aus vergangenem Leide manches Gute für die Zukunft hofft und auch für künftiges Leiden die Brust bewehrt hat. Wenn ich Euch vergnügt finde, werd ich mit Lust zurückkehren an die Arbeit und die Mühe des Tags, die mich erwartet.

An Krafft.

Weimar, 9. September 1779.

Denn glauben Sie mir, der Mensch muß ein Handwerk haben, das ihn nähre. Auch der Künstler wird nie bezahlt, sondern der Handwerker. Chodowiecki der Künstler, den wir bewundern, äße schmale Bissen, aber Chodowiecki der Handwerker, der die elendsten Sudelcien mit seinen Kupfern illuminiert, wird bezahlt.

An Lavater.

Weimar, 6. März 1780.

In der Jugend traut man sich zu, daß man den Menschen Paläste bauen könne, und wenn's um und an kömmt, so hat man alle Hände voll zu tun, um ihren Mist beiseite bringen zu können. Es gehört immer viel Resignation zu diesem ekeln Geschäft, indessen muß es auch sein.

An J. C. Restner.

Weimar, 14. Mai 1780.

Ordnung, Präzision, Geschwindigkeit sind Eigenschaften, von denen ich täglich etwas zu erwerben suche. Übrigens steh ich sehr gut mit den Menschen

hier, gewinne täglich mehr Liebe und Zutrauen, und es wird nur von mir abhängen, zu nützen und glücklich zu sein.

An Lavater.

Ostheim vor der Rhön, 20. September 1780.

Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich teurer, und darin wünscht ich's den größten Menschen gleich zu tun, und in nichts größerm. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spizen, überwiegt alles andere und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen; ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der Babylonische Turm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen: es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen.

An Krafft.

Weimar, 31. Januar 1781.

Beim Muß kann der Mensch allein zeigen, wie's inwendig mit ihm steht. Willkürlich leben kann jeder.

An Charlotte v. Stein.

Weimar, 1. Juni 1781.

Die Weisen sagen: beurteile niemand, bis du an seiner Stelle gestanden hast.

Weimar, 21. Juni 1781.

Die Menschen sind so gemacht, daß sie gern durch einen Tubus sehen, und wenn er nach ihren Augen richtig gestellt ist, ihn loben und preisen; verschiebt ein anderer den Brennpunkt und die Gegenstände erscheinen ihnen trüblich, so werden sie irre, und wenn sie auch das Rohr nicht verachten, so wissen sie sich's doch selbst nicht wieder zurecht zu bringen; es wird ihnen unheimlich, und sie lassen es lieber stehen . . . Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er soll versichert sein, daß ich mich noch täglich nach den besten Überlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden strebe und daß ich mich von Versuch zu Versuch leiten lasse, demjenigen, was vor allen unsern Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nie gesehen haben und nicht nennen können, handelnd und schreibend und lesend immer näherzukommen. Wenn der König meines Stücks in Unehren erwähnt, ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Szepter führt, muß die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Überdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine auszeichnende Eigenschaft eines Königes sein, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde; vielmehr, dünkt

1) Tochter des Staatsmannes Justus Möser in Osnabrück, des Verfassers der Schrift „Patriotische Phantasien“, die Goethes Goetz gegen den bekannten Vorwurf Friedrichs des Großen in Schutz nahm.

mich, das Ausschließende zieme sich für das Große und Vornehme. Lassen Sie uns darüber ruhig sein, miteinander dem mannigfaltigen Wahren treu bleiben und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf dessen Gipfel steht.

An Lavater.

Weimar, 22. Juni 1781.

Zuvörderst dank ich Dir, Du Menschlichster, für Deine gedruckten Briefe. Selbst Deinen Christus hab ich noch niemals so gern als in diesen Briefen angesehen und bewundert. Es erhebt die Seele und gibt zu den schönsten Betrachtungen Anlaß, wann man Dich das herrliche kristallhelle Gefäß (denn das war er und als ein solches verdient er jede Verehrung) mit der höchsten Inbrunst fassen, mit Deinem eigenen hochroten Trank schäumend füllen, und den über den Rand hinübersteigenden Gisch mit Wollust wieder schlürfen sieht. Ich gönne Dir gern dieses Glück, denn Du müßtest ohne dasselbe elend werden. Bei dem Wunsch und der Begierde, in einem Individuo alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, daß Dir ein Individuum genügtun kann, ist es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das Du Dein Alles übertragen und, in ihm Dich bespiegelnd, Dich selbst anbeten kannst. Nur das kann ich nicht anders als ungerecht und einen Raub nennen, der sich für Deine gute Sache nicht ziemt, daß Du alle köstliche Federn der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären sie usurpiert, ausräuffst, um Deinen Paradiesvogel ausschließlich damit zu schmücken.

Dieses ist, was uns notwendig verdrießen und unendlich scheinen muß, die wir uns einer jeden durch Menschen und dem Menschen offenbarten Weisheit zu Schülern hingeben und als Söhne Gottes ihn in uns selbst und allen seinen Kindern anbeten. Ich weiß wohl, daß Du Dich dadrinne nicht verändern kannst, und daß Du vor Dir recht behältst, doch find' ich es auch nötig, da Du Deinen Glauben und Lehre wiederholend predigst, Dir auch den unsrigen als einen ehernen bestehenden Fels der Menschheit wiederholt zu zeigen, den Du und eine ganze Christenheit mit den Wogen Eures Meeres vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen, noch in seinen Tiefen erschüttern könnt.

An Bürger.

Weimar, 20. Februar 1782.

Die Unzufriedenheit mit Ihrem Zustande, die Sie mir zu erkennen geben, scheint mir so sehr aus dem Verhältnis Ihres Innersten, Ihrer Talente, Begriffe und Wünsche zu dem Zustande unserer bürgerlichen Verfassung zu liegen, daß ich nicht glaube, es werde Sie die Veränderung des Ortes, außer einem geringen Mehr oder Weniger, jemals befriedigen können. Es ist in unserm ganzen Lande keine einzige Justizbeamtenstelle, davon nicht der Besitzer an eben diesen Übeln krank läge, über die Sie sich beklagen. Keine subalterne Stelle ist weder für einen denkenden Menschen, was wir gewöhnlich so nennen, noch dazu eingerichtet, das Leben in einem feinern Sinne zu genießen. Tüchtige Kinder dieser eingeschränkten

Erde, denen im Schweiß ihres Angesichtes ihr Brot schmecken kann, sind allein gebaut, sich darin leidlich zu befinden, und nach ihren Fähigkeiten und Tugenden das Gute und Ordentliche zu wirken. Jede höhere Stelle ist nach ihrem Maße unruhiger, mühseliger und weniger wünschenswert. Für Sie, habe ich immer gedacht, müßte eine akademische Stelle weit die beste sein. Ihr bestimmter Geschmack für die Wissenschaften, Ihre schönen Kenntnisse, die sie, mit weniger Mühe, gar leicht zweckmäßig erweitern und nach einem Ziele hinleiten könnten, machen Sie von dieser Seite gewiß vorzüglich dazu geschikt. Wie wenig müßte es Ihnen schwer fallen, als Professor der Philosophie die menschlichen Dinge in einer schönen Ordnung und Vollständigkeit vorzutragen und sich, indem Sie sich einem reizenden Studio widmeten, andern nützlich zu machen. Und wieviel Biederde würden Sie den trockensten Sachen durch Geschmack und durch das richtige Gefühl geben, das Sie immer begleitet. Ihr Name selbst, der Ihnen jezo beschwerlich wird, müßte alsdann zu Ihrem und Ihres Geschäftes Vortheil gereichen. Diese angenehme Aussicht habe ich mir zeither mehr als einmal und in weit größerm Detail vorgespiegelt; aber mir ist auch die andere Seite nicht verborgen geblieben. Alle unsere Akademien haben noch barbarische Formen, in die man sich finden muß, und der Parteigeist, der meistens Kollegen trennt, macht dem Friedfertigesten das Leben am sauersten und füllt die Lustörter der Wissenschaften mit Hader und Zank. Prüfen Sie sich, mein lieber Bürger, denken Sie nach, vielleicht findet sich etwa

in der Nähe eine Gelegenheit, sagen Sie mir Ihre Gedanken, sagen Sie mir, was Ihnen indessen geschehen ist, und überzeugen sich von dem Anteil, den ich bisher auch stillschweigend an Ihrem Schicksale genommen.

An Charlotte v. Stein.

Ostheim, 11. April 1782.

Ich gehe auf Meinungen und hoffe dort Briefe von Dir zu treffen. Es graut mir vor dem Anblick zweier junger, erst freigelassner Prinzen, und noch dazu solcher. Die Hofmeister junger Fürsten, die ich kenne, vergleiche ich Leuten, denen der Lauf eines Bachs in einem Thal anvertraut wäre, es ist ihnen nur drum zu tun, daß in dem Raum, den sie zu verantworten haben, alles fein stille zugehe. Sie ziehen Dämme quer vor und stemmen das Wasser zurück, zu einem feinen Teiche. Wird der Knabe majorenn erklärt, so gibt's einen Durchbruch, und das Wasser schießt mit Gewalt und Schaden seinen Weg weiter und führt Steine und Schlamm mit fort. Man sollte wunder denken, was es für ein Strom wäre, bis zuletzt der Vorrat ausfließt und ein jeder zum Bache wird, groß oder klein, hell oder trüb, wie ihn die Natur hat werden lassen, und er seines gemeinen Weges fortfließt. Verzeih mir das lange Gleichnis. Gilt es doch auch von der strengen Privaterziehung! Adieu, Liebste.

Weimar, 27. Juli 1782.

Nun hab ich von Johanni an zwei volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäden nur so gesammelt sind, daß ich mit Ehren bleiben oder ab danken kann. Ich sehe aber auch weder rechts noch links, und mein altes Motto wird immer wieder über eine neue Expediti onsstube geschrieben: *Hic est aut nusquam quod quaerimus.* (Hier oder nirgends ist, was wir erstreben.) Dabei bin ich vergnügter als jemals, denn nun hab ich nicht mehr, wenigstens in diesem Fache, das Gute zu wünschen und halb zu tun und das Böse zu verab scheuen und ganz zu leiden. Was nun geschieht, muß ich mir selbst zuschreiben, und es wirkt nichts dunkel durch den dritten und vierten, sondern hell gleich grade auf mich. Daß ich bisher so treu und fleißig im stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich, ich habe nun anschauliche Begriffe fast von allen notwendigen Dingen und kleinen Verhältnissen und komme so leicht durch. Du kannst denken, daß ich über diese Dinge mit niemanden spreche, und also bitt ich Dich auch, keinen Gebrauch hiervon, selbst zu meinem Vor teile, zu machen. Die Menschen müssen verschieden über solche Vorfälle urteilen und man muß tun, was man muß.

1) Karl Ludwig v. Knebel (1744—1834) war Erzieher des Prinzen Konstantin, des einzigen Bruders des Herzogs Karl August.

Das, was der Mensch an sich bemerkt und fühlt, scheint mir der geringste Theil seines Daseins. Es fällt ihm mehr auf, was ihm fehlt, als das, was er besitzt, er bemerkt mehr, was ihn ängstiget, als das, was ihn ergötzt und seine Seele erweitert; denn in allen angenehmen und guten Zuständen verliert die Seele das Bewußtsein ihrer selbst, wie der Körper auch, und wird nur durch unangenehme Empfindungen wieder an sich erinnert; und so wird meistens, der über sich selbst und seinen vergangenen Zustand schreibt, das Enge und Schmerzliche aufzeichnen, dadurch dann eine Person, wenn ich so sagen darf, zusammenschrumpft. Hierzu muß erst wieder das, was wir von seinen Handlungen gesehen, was wir von seinen Schriften gelesen haben, hymnisch hinzugetan werden und alsdann entsteht erst wieder ein Bild des Menschen, wie er etwa mag sein oder gewesen sein. . . . Großen Dank verdient die Natur, daß sie in die Existenz eines jeden lebendigen Wesens auch soviel Heilungskraft gelegt hat, daß es sich, wenn es an dem einen oder dem andern Ende zerrissen wird, selbst wieder zusammenfließen kann. Und was sind die tausendfältigen Religionen anderes als tausendfache Äußerungen dieser Heilungskraft! Mein Pflaster schlägt bei Dir nicht an, Deins nicht bei mir: in unsers Vaters Apotheke sind viel Rezepte. So habe ich auf Deinen Brief nichts zu antworten, nichts zu widerlegen, aber dagegenzustellen habe ich vieles. Wir sollten einmal unsere Glaubensbekenntnisse in zwei

Kolumnen nebeneinander setzen und darauf einen Friedens- und Toleranzbund errichten.

An Knebel.

Weimar, 21. November 1782.

Ich habe mein politisches und gesellschaftliches Leben ganz von meinem moralischen und poetischen getrennt (äußerlich versteht sich), und so befinde ich mich am besten. Alle Woche gebe ich einen großen Tee, wovon niemand ausgeschlossen ist, und entledige mich dadurch meiner Pflichten gegen die Sozietät aufs wohlfeilste. Meine vielen Arbeiten, von denen ich dem Publika noch einen größeren Begriff erlaube, entschuldigen mich, daß ich zu niemand komme. Abends bin ich bei der Stein und habe nichts Verborgenes vor ihr. Die Herzogin-Mutter seh ich manchmal usw. Der Herzog hat seine Existenz im Hocken und Jagen. Der Schlendrian der Geschäfte geht ordentlich; er nimmt einen willigen und leidlichen Teil dran und läßt sich hie und da ein Gutes angelegen sein, pflanzt und reißt aus pp. Die Herzogin ist stille, lebt das Hofleben; beide seh ich selten. Und so fange ich an, mir selber wieder zu leben und mich wieder zu erkennen. Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesät, und jene himmlische Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gesät werden, hat mich ganz verlassen, und ich finde mein jugendliches Glück wiederhergestellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hause nicht einfallen ließ, die Erscheinungen der Geister und die juristische Praxis

zu verbinden, ebenso getrennt laß ich jetzt den Geheimderat und mein andres selbst, ohne das ein Geh. R. sehr gut bestehen kann. Nur im Innersten meiner Plane und Vorsätze und Unternehmungen bleib ich mir geheimnissvoll selbst getreu und knüpfe so wieder mein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zusammen. Sapiienti sat. Ich sage Dir viel von mir, weil Du mich liebst und es magst, und um Dich zum Gleichen einzuladen.

An Charlotte v. Stein.

Jlmenau, 5. Oktober 1784.

Die Kinder sind ein rechter Probierstein auf Lüge und Wahrheit; es ist ihnen noch gar nicht so sehr wie den Alten um den Selbstbetrug not.

An Knebel.

Weimar, 17. November 1784.

Hier schicke ich Dir endlich die Abhandlung aus dem Knochenreiche und bitte um Deine Gedanken drüber. Ich habe mich enthalten, das Resultat, worauf schon Herder in seinen Ideen deutet, schon jezo merken zu lassen: daß man nämlich den Unterschied des Menschen vom Tier in nichts einzelнем finden könne. Vielmehr ist der Mensch aufs nächste mit den Tieren verwandt. Die Übereinstimmung des Ganzen macht ein jedes Geschöpf zu dem, was es ist; und der Mensch ist Mensch so gut durch die Gestalt und Natur seiner obern Rinnlade, als durch Gestalt und Natur des lehten Gliedes seiner kleinen Behe Mensch. Und

so ist wieder jede Kreatur nur ein Ton, eine Schattierung einer großen Harmonie, die man auch im ganzen und großen studieren muß. Sonst ist jedes einzelne ein toter Buchstabe. Aus diesem Gesichtspunkte ist diese kleine Schrift geschrieben, und das ist eigentlich das Interesse, das darinne verborgen liegt.

An Herzog Karl August.

Weimar, 6. Dezember 1784.

Ich vollende mancherlei im Tun und Lernen und bereite mir die Folge einer stillen Tätigkeit auf's nächste Jahr vor, und fürchte mich vor neuen Ideen, die außer dem Kreise meiner Bestimmung liegen. Ich habe deren so genug und zu viel; der Haushalt ist eng, und die Seele ist unersättlich. Ich habe so oft bemerkt, daß, wenn man wieder nach Hause kommt, die Seele, statt sich nach dem Zustand, den man findet, einzuengen, lieber den Zustand zu der Weite, aus der man kommt, ausdehnen möchte; und wenn das nicht geht, so sucht man doch, soviel als möglich von neuen Ideen hereinzubringen und zu pflropfen, ohne gleich zu bemerken, ob sie auch hereingehen und passen oder nicht. Selbst in den letzten Zeiten, da ich doch jetzt selbst in der Fremde nur zu Hause bin, hab ich mich vor diesem Übel, oder wenn Sie wollen: vor dieser natürlichen Folge nicht ganz sichern können. Es kostet mich mehr, mich zusammen zu halten, als es scheint, und nur die Überzeugung der Notwendigkeit und des unfehlbaren Nutzens hat mich zu der passiven Diät bringen können, an der ich jetzt so fest hange.

An Herder.

Karlsbad, 2. September 1786.

Die zehn weimarischen Jahre sind Dir nicht verloren, wenn Du bleibst; wohl, wenn Du änderst¹⁾. Denn Du mußt am neuen Ort doch wieder von vorne anfangen und wieder wirken und leiden, bis Du Dir einen Wirkungskreis bildest. Ich weiß, daß bei uns viel, wie überhaupt, auch Dir unangenehm ist; indessen hast Du doch einen gewissen Fuß- und Standort, den Du kennst usw. Es kommt doch am Ende darauf an, daß man aushält und die andern ausdauert.

An den Freundeskreis in Weimar.

Rom, 1. November 1786.

Nun bin ich hier und ruhig und, wie es scheint, auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl sagen, ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen sieht, das man teilweise in- und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend seh ich nun lebendig, die ersten Kupferbilder, deren ich mich erinnere (mein Vater hatte die Prospekte von Rom auf einem Vorsaale aufgehängt) seh ich nun in Wahrheit, und alles, was ich in Gemälden und Zeichnungen, Kupfern und Holzschnitten in Gyps und Kork schon lange gekannt, steht nun beisammen vor mir; wohin ich gehe, find ich eine Bekanntschaft in einer neuen Welt, es ist alles wie ich mirs dachte und alles neu. Eben so kann ich von meinen Be-

1) Herder bekam im Juli 1786 eine Oberpfarrstelle in Hamburg angeboten.

obachtungen, von meinen Ideen sagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, nichts ganz fremd gefunden, aber die alten sind so bestimmt, so lebendig, so zusammenhängend geworden, daß sie für neu gelten können. . . . Wie moralisch heilsam ist mir es dann auch, unter einem ganz sinnlichen Volke zu leben, über das soviel Redens und Schreibens ist, das jeder Fremde nach dem Maßstabe beurteilt, den er mitbringt. Ich verzeihe jedem, der sie tadelt und schilt; sie stehen zu weit von uns ab, und als Fremder mit ihnen zu verkehren, ist beschwerlich und kostspielig. Für mich ist es ein Glück, daß Tischbein¹⁾ ein schönes Quartier hat, wo er mit noch einigen Malern lebt. Ich wohne bei ihm und bin in ihre eingerichtete Haushaltung mit eingetreten, wodurch ich Ruh und häuslichen Frieden in einem fremden Lande genieße.

An Charlotte v. Stein.

Rom, 20. Dezember 1786.

Ich fange nun an, die besten Sachen zum zweitenmal zu sehen, wo denn das erste Staunen sich in ein Mitleben und näheres Gefühl des Wertes der Sachen auflöst. Ich lasse mir nur alles entgegenkommen und zwinge mich nicht, dies oder jenes in dem Gegenstande zu finden. Wie ich die Natur betrachtet, betrachte ich nun die Kunst; ich gewinne, wonach ich solang gestrebt, auch einen vollständigern Begriff von dem Höchsten, was Menschen gemacht haben, und meine Seele bildet sich auch von dieser

1) Der Maler Joh. Heinr. Wilh. Tischbein lebte seit 1779 in Rom.

Seite mehr aus und sieht in ein freieres Feld. Von gewissen Gegenständen kann man sich gar keinen Begriff machen, ohne sie gesehen, in Marmor gesehen zu haben. Der Apoll von Belvedere übersteigt alles Denkbare, und der höchste Hauch des lebendigen, jünglingsfreien, ewigjungen Wesens verschwindet gleich im besten Gipsabguß. Und doch ist das alles mir mehr Mühe und Sorge als Genuß. Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wohl hier was zu lernen; daß ich aber soweit in die Schule zurückgehn, daß ich soviel verlernen müßte, dachte ich nicht. Desto lieber ist mir's; ich habe mich ganz hingegeben, und es ist nicht allein der Kunstsin, es ist auch der moralische, der große Erneuerung leidet.

An Charlotte v. Stein.

Rom, 8. Juni 1787.

Gestern war Fronleichnam. Ich bin nun ein für allemal für diese kirchlichen Ceremonien verdorben: alle diese Bemühungen, eine Lüge gelten zu machen, kommen mir schal vor, und die Mummereien, die für Kinder und sinnliche Menschen etwas Imposantes haben, erscheinen mir auch sogar, wenn ich die Sache als Künstler und Dichter ansehe, abgeschmackt und klein. Es ist nichts groß als das Wahre, und das kleinste Wahre ist groß. Ich kam neulich auf einen Gedanken, der mich sagen ließ: auch eine schädliche Wahrheit ist nützlich, weil sie nur Augenblicke schädlich sein kann und alsdann zu andern Wahrheiten führt, die immer nützlich und sehr nützlich werden müssen. Und

umgekehrt ist ein nützlicher Irrtum schädlich, weil er es nur augenblicklich sein kann und in andre Irrtümer verleitet, die immer schädlicher werden. Es versteht sich dieses im großen Ganzen der Menschheit betrachtet. Übrigens habe ich glückliche Menschen kennen lernen, die es nur sind, weil sie ganz sind. Auch der Geringste, wenn er ganz ist, kann glücklich und in seiner Art vollkommen sein. Das will und muß ich nun auch erlangen, und ich kann's; wenigstens weiß ich, wo es liegt und wie es steht. Ich habe mich auf dieser Reise unsäglich kennen lernen. Ich bin mir selbst wiedergegeben.

An Herzog Karl August.

Rom, 11. August 1787.

Ich erwartete Ihr Schreiben, um über meinen ferneren Aufenthalt etwas Festes zu beschließen; nun glaube ich nicht zu fehlen, wenn ich Sie ersuche: mich noch bis Ostern in Italien zu lassen. Mein Gemüt ist fähig, in der Kunstkenntnis weit zu gehen; auch werde ich von allen Seiten aufgemuntert, mein eignes kleines Zeichentalentchen auszubilden, und so möchten diese Monate eben hinreichen, meine Einsicht und Fertigkeit vollkommner zu machen. Jetzt werden Architektur und Perspektiv, Komposition und Farbengebung der Landschaft getrieben, September und Oktober möchte ich mich im Freien dem Zeichnen nach der Natur widmen, November und Dezember der Ausführung zu Hause, dem Fertigmachen und Vollenden. Die ersten Monate des künftigen Jahres der menschlichen Figur, dem Gesicht pp. Ich wünsche

und hoffe es nur wenigstens soweit zu bringen, wie ein Musikliebhaber, der, wenn er sich vor sein Notenblatt setzt, doch Töne hervorbringt, die ihm und andern Vergnügen machen. So möchte ich fähig werden, eine Harmonie aufs Blatt zu bringen, um andre mit mir zu unterhalten und zu erfreuen. Ich weiß zu sehr, wie ängstlich es ist, wenn man eine gewisse Fähigkeit in sich spürt und einem das Handwerk gänzlich mangelt, sie auszulassen und auszuüben.

An Philipp Seidel.¹⁾

Rom, 21. Dezember 1787.

Du tust sehr wohl, mein Lieber, Dich mit Betrachtung der Natur zu beschäftigen. Wie der natürlichste Genuß der beste ist, so ist auch die natürlichste Betrachtung die beste. Nur mußt Du Dich in acht nehmen, daß Du Deinen Folgerungen nicht zuviel Wert gebest. Ich will nicht sagen, daß Du keine Folgerungen machen müßtest; denn das ist die Natur der Seele. Nur mußt Du immer Deine *M e i n u n g* geringer halten als Dein *A u g e*.

An Herzog Karl August.

Rom, 25. Januar 1788.

Die Hauptabsicht meiner Reise war: mich von den physisch-moralischen Übeln zu heilen, die mich in Deutschland quälten und mich zuletzt unbrauchbar machten. Sodann: den heißen Durst nach wahrer Kunst zu stillen. Das erste ist mir ziemlich, das letzte ganz geglückt. Als ich zuerst nach Rom kam, bemerkte

1) Goethes treuer Diener.

ich bald, daß ich von Kunst eigentlich gar nichts verstand und daß ich bis dahin nur den allgemeinen Abglanz der Natur in den Kunstwerken bewundert und genossen hatte. Hier tat sich eine andre Natur, ein weiteres Feld der Kunst vor mir auf, ja ein Abgrund der Kunst, in den ich mit desto mehr Freude hineinschaute, als ich meinen Blick an die Abgründe der Natur gewöhnt hatte. Ich überließ mich gelassen den sinnlichen Eindrücken.

An Schiller.

Weimar, 28. April 1789.

Ich habe die „Dichtkunst“ des Aristoteles wieder, mit dem größten Vergnügen, durchgelesen. Es ist eine schöne Sache um den Verstand in seiner höchsten Erscheinung! Es ist sehr merkwürdig, wie sich Aristoteles bloß an die Erfahrung hält und dadurch, wenn man will, ein wenig zu materiell wird, dafür aber auch meistens desto solider auftritt. So war es mir auch sehr erquickend, zu lesen, mit welcher Liberalität er die Dichter gegen Grübler und Kritiker in Schutz nimmt, immer nur aufs Wesentliche dringt und in allem andern so lax ist, daß ich mich an mehr als einer Stelle verwundert habe. Dafür ist aber auch seine ganze Ansicht der Dichtkunst und der besonders von ihm begünstigten Teile so belebend, daß ich ihn nächstens wieder vornehmen werde, besonders wegen einiger bedeutenden Stellen, die nicht ganz klar sind und deren Sinn ich wohl erforschen möchte. Freilich, über das epische Gedicht findet man gar keinen Aufschluß in dem Sinne, wie wir ihn wünschen.

An Schiller.

Weimar, 16. Mai 1795.

Lassen Sie uns nur unsern Gang unverrückt fortgehen; wir wissen, was wir geben können und w e n wir vor uns haben. Ich kenne das Possenspiel des deutschen Autortwesens schon zwanzig Jahre in- und auswendig; es muß nur fortgespielt werden: weiter ist dabei nichts zu sagen.

An Heinrich Meyer.¹⁾

Weimar, 20. Juni 1796.

Bei Ihrer Abwesenheit und bei der ganzen jetzigen Lage tröstet mich das am meisten, daß wir, die wir nun einmal verbunden sind, einander so rein und sicher entgegen arbeiten. Von Schillern bin ich gewiß, daß er nicht rückwärts geht, dagegen hat Freund **Humanus** (Herder) in dem achten Bande der „Briefe über Humanität“ vor kurzem noch ein böses Beispiel gegeben, was Willkürlichkeit im Urteil, wenn man sie sich einmal erlaubt, bei dem größten Verstande für traurige Folgen nach sich zieht . . . Und so schnurrt auch wieder durch das ganze die alte, halb wahre Philisterleier: daß die Künste das Sittengesetz anerkennen und sich ihm unterordnen sollen. Das erste haben sie immer getan und müssen es tun, weil ihre Gesetze so gut als das Sittengesetz aus der Vernunft entspringen. Täten sie aber das zweite, so wären sie verloren, und es wäre besser, daß man ihnen gleich

1) Der bekannte „Kunst-Meyer“ aus Stäfa bei Zürich, den Goethe 1788 in Rom kennen gelernt hatte. Meyer bildete mit Goethe und Schiller die Gruppe der „Weimarischen Kunstfreunde.“

einen Mühlstein an den Hals hänge und sie erfäufte, als daß man sie nach und nach ins Nüzlich-Platte absterben ließe.

An Knebel.

Jena, 2. März 1797.

Die literarische Welt hat das Eigne, daß in ihr nichts zerstört wird, ohne daß etwas Neues daraus entsteht, und zwar etwas Neues derselben Art. Es bleibt in ihr dadurch ein ewiges Leben, sie ist immer Greis, Mann, Jüngling und Kind zugleich, und wo nicht alles, doch das meiste bei der Zerstörung auch noch erhalten wird, so kommt ihr kein andrer Zustand gleich. Das macht auch, daß alle, die rein darinne leben, eine Art von Seligkeit und Selbstgenügsamkeit genießen, von der man auswärts keinen Begriff hat.

An Schiller.

Frankfurt, 9. August 1797.

Ohne den mindesten Anstoß bin ich vergnügt und gesund nach Frankfurt gelangt und überlege in einer ruhigen und heitern Wohnung nun erst: was es heiße, in meinen Jahren in die Welt zu gehen. In früherer Zeit imponieren und verwirren uns die Gegenstände mehr, weil wir sie nicht beurteilen noch zusammenfassen können. Aber wir werden doch mit ihnen leichter fertig, weil wir nur aufnehmen, was in unserm Wege liegt, und rechts und links wenig achten. Später kennen wir die Dinge mehr; es interessiert uns deren eine größere Anzahl, und wir würden uns gar übel befinden, wenn uns nicht Gemütsruhe und Methode

in diesen Fällen zu Hilfe käme. . . Die Poesie verlangt, ja sie gebietet Sammlung; sie isoliert den Menschen wider seinen Willen, sie drängt sich wiederholt auf und ist in der breiten Welt (um nicht zu sagen in der großen) so unbequem wie eine treue Liebhaberin. Ich gewöhne mich nun, alles, wie mir die Gegenstände vorkommen und was ich über sie denke, aufzuschreiben, ohne die genaueste Beobachtung und das reifste Urtheil von mir zu fordern oder auch an einen künftigen Gebrauch zu denken. Wenn man den Weg einmal ganz zurückgelegt hat, so kann man mit besserer Übersicht das Vorrätige immer wieder als Stoff gebrauchen.

An Knebel.

Frankfurt, 10. August 1797.

Was mich betrifft, so sehe ich nur immer mehr ein, daß jeder nur sein Handwerk ernsthaft treiben und das übrige alles lustig nehmen soll. Ein paar Verse, die ich zu machen habe, interessieren mich mehr als viel wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß gestattet ist. Und wenn ein jeder das gleiche tut, so wird es in der Stadt und im Hause wohl stehen.

An Schiller.

Stäfa bei Zürich, 14. Oktober 1797.

Die Reise gleicht einem Spiel; es ist immer Gewinn und Verlust dabei, und meist von der unerwarteten Seite. Man empfängt mehr oder weniger als man hofft; man kann ungestraft eine Weile hinschlendern, und dann ist man wieder genötigt, sich einen

Augenblick zusammenzunehmen. Für Naturen wie die meine, die sich gerne festsetzen und die Dinge festhalten, ist eine Reise unschätzbar: sie belebt, berichtigt, belehrt und bildet.

An Schiller.

Weimar, 25. November 1797.

Alles Poetische sollte rhythmisch behandelt werden! Das ist meine Überzeugung, und daß man nach und nach eine poetische Prosa einführen konnte, zeigt nur, daß man den Unterschied zwischen Prosa und Poesie gänzlich aus den Augen verlor. Es ist nicht besser, als wenn sich jemand in seinem Park einen trockenen See bestellte und der Gartenkünstler diese Aufgabe dadurch aufzulösen suchte, daß er einen Sumpf anlegte. Diese Mittelgeschlechter sind nur für Liebhaber und Pfuscher, so wie die Sümpfe für Amphibien. Indessen ist das Übel in Deutschland so groß geworden, daß es kein Mensch mehr sieht, ja daß sie vielmehr, wie jenes kröpfige Volk, den gesunden Bau des Halses für eine Strafe Gottes halten. Alle dramatischen Arbeiten (und vielleicht Lustspiel und Farce zuerst) sollten rhythmisch sein, und man würde alsdann eher sehen, wer was machen kann. Jetzt aber bleibt dem Theaterdichter fast nichts übrig, als sich zu akkomodieren, und in diesem Sinne könnte man Ihnen nicht verargen, wenn Sie Ihren „Wallenstein“ in Prosa schreiben wollten. Sehen Sie ihn aber als ein selbständiges Werk an, so muß er notwendig rhythmisch werden. Auf alle Fälle sind wir genötigt, unser Jahrhundert zu vergessen, wenn wir nach unsrer Überzeugung

arbeiten wollen. Denn so eine Salbaderei in Prinzipien, wie sie im allgemeinen jetzt gelten, ist wohl noch nicht auf der Welt gewesen, und was die neuere Philosophie Gutes stiften wird, ist noch erst abzuwarten. Die Poesie ist doch eigentlich auf die Darstellung des empirisch-pathologischen Zustandes des Menschen gegründet, und wer gesteht denn das jetzt wohl unter unsern fürtrefflichen Kennern und sogenannten Poeten? Hat ein Mann wie Garve, der doch auch zeitlebens gedacht haben will und für eine Art von Philosophen galt, denn nur die geringste Abndung eines solchen Axioms? Hält er Sie nicht darum nur für einen würdigen Dichter, weil Sie sich den Spaß gemacht haben, die Aussprüche der Vernunft mit dichterischem Munde vorzutragen, was wohl zu erlauben, aber nicht zu loben ist! Wie gerne wollte ich diesen prosaischen Naturen erlauben, vor den sogenannten unsittlichen Stoffen zurückzuschauern, wenn sie nur ein Gefühl für das höhere Poetisch-Sittliche, z. B. im „Polykrates“ und „Ibykus“, hätten und davon entzückt würden! Lassen Sie uns, besonders da Meyer auch einen grimmigen Rigorism aus Italien mitgebracht hat, immer strenger in Grundsätzen und sichrer und behaglicher in der Ausführung werden! Das letzte kann nur geschehen, wenn wir während der Arbeit unsere Blicke nur innerhalb des Rahmens fixieren.

An Herder.

Weimar, im Dezember 1798.

Wenn wir immer vorsichtig genug wären und uns mit Freunden nur von einer Seite verbänden, von der

sie wirklich mit uns harmonieren, und ihr übriges Wesen weiter nicht in Anspruch nähmen, so würden die Freundschaften weit dauerhafter und ununterbrochener sein. Gewöhnlich aber ist ein Jugendfehler, den wir selbst im Alter nicht ablegen, daß wir verlangen, der Freund solle gleichsam ein anderes Ich sein, solle mit uns nur ein Ganzes ausmachen, worüber wir uns denn eine Zeitlang täuschen, das aber nicht lange dauern kann. Das sicherste Mittel, ein freundschaftliches Verhältnis zu hegen und zu erhalten, finde ich darin, daß man sich wechselseitig mittheile, was man tut. Denn die Menschen treffen viel mehr zusammen in dem, was sie tun, als in dem, was sie denken.

An Schiller.

Weimar, 4. September 1799.

Über das A b s u r d e schreit jedermann auf und freut sich, etwas so tief unter sich zu sehen. Über das M i t t e l m ä ß i g e erhebt man sich mit Behaglichkeit. Den S c h e i n lobt man, ohne Rückhalt und ohne Bedingung; denn der Schein ist eigentlich in der Empirie das allgemein Geltende. Das G u t e, das aber nicht vollkommen ist, übergeht man mit Stillschweigen; denn das Echte, was man am Guten bemerkt, nötigt Achtung ab, das Unvollkommene, das man daran fühlt, erregt Zweifel, und wer den Zweifel nicht heben kann, mag sich in diesem Falle compromittieren und tut auch ganz wohl daran. Das V o l l k o m m e n e, wo es anzutreffen ist, gibt eine gründliche Befriedigung, wie der Schein eine oberflächliche, und so bringen beide eine ähnliche Wirkung hervor.

An Jean George d'Orville¹⁾.

Weimar, 13. September 1799.

Glauben Sie mir, daß ich in Erinnerung früherer Zeiten und Anhänglichkeit an alte Freunde Ihnen nicht nachstehe. So wenig man sich wieder Brüder und Schwestern schaffen kann, wenn Vater und Mutter tot sind, so wenig kann man sich Freunde erwerben, wie die sind, die ein früheres, völlig verschwundenes Jugendverhältnis uns verschaffte. Wir haben im Alter noch Überzeugung und Wahl, aber die süße Notwendigkeit der Jugend erscheint uns nicht wieder.

An Schiller.

Oberroßla, 4. April 1801.

Ich glaube, daß alles, was das Genie (als Genie) tut, unbewußt geschehe. Der Mensch von Genie kann auch verständig handeln, nach gepflogener Überlegung, aus Überzeugung; das geschieht aber alles nur so nebenher. Kein Werk des Genies kann durch Reflexion und ihre nächste Folgen verbessert, von seinen Fehlern befreit werden; aber das Genie kann sich durch Reflexion und Tat nach und nach dergestalt heben, daß es endlich musterhafte Werke hervorbringt. Je mehr das Jahrhundert selbst Genie hat, desto mehr ist das einzelne gefördert. Was die großen Anforderungen betrifft, die man jetzt an den Dichter macht, so glaube ich auch, daß sie nicht leicht einen Dichter hervorbringen werden. Die Dichtkunst verlangt im Subjekt, das sie ausüben soll, eine gewisse gutmütige,

1) d'Orville in Offenbach. Vgl. Dichtung und Wahrheit, 17. Buch.

ins Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt. Die Forderungen von oben herein zerstören jenen unschuldigen produktiven Zustand und setzen, für lauter Poesie, an die Stelle der Poesie etwas, das nun ein für allemal nicht Poesie ist. Wie wir in unsern Tagen leider gewahr werden, und so verhält es sich mit den verwandten Künsten, ja mit der Kunst im weitesten Sinne.

An Schiller.

Lauchstädt, 5. Juli 1802.

Es geht mit allen Geschäften wie mit der Ehe: man denkt wunder, was man zustande gebracht habe, wenn man kopuliert ist, und nun geht der Teufel erst recht los! Das macht, weil nichts in der Welt einzeln steht und irgendein Wirkfames nicht als ein Ende, sondern als ein Anfang betrachtet werden muß.

An Zelter.¹⁾

Weimar, 3. November 1802.

Der Mensch löst sich freilich gar zu geschwind von denen los, denen er noch manchen Rat und Beistand verdanken könnte; doch diese Unart dient zu seinem Glück, wenn er sich dereinst selbst helfen muß und jeden Rat und Beistand entbehrt. Die Schwierigkeit bleibt immer, bei Jungen und Alten, daß derjenige, der sein eigener Herr sein will, sich auch selbst zu beherrschen wisse, und dieser Punkt wird in der Erziehung aus mehr als einer Ursache verabsäumt.

1) Karl Friedrich Zelter war Direktor der Berliner Singakademie.

An Zelter.

Weimar, 30. Juli 1804.

Von meinem „Götz von Berlichingen“¹⁾ hoffe, in vier Wochen Leseprobe zu halten. Daß es damit soweit kommt, bin ich Ihnen ganz allein schuldig. Ich begriff nicht, warum ich seit einem Jahr in dieser Arbeit penelopeisch verfuhr und, was ich gewoben hatte, immer wieder aufdröselte. Da las ich in Ihrem Aufsatz: „was man nicht liebt, kann man nicht machen.“ Da ging mir ein Licht auf, und ich sah recht gut ein, daß ich die Arbeit bisher als ein Geschäft behandelt hatte, das eben auch so mit andern weggetan sein sollte, und deswegen war es auch geschehen, wie es getan war, und hatte keine Dauer. Nun wendete ich mehr Aufmerksamkeit und Neigung, mit mehr Sammlung, auf diesen Gegenstand, und so wird das Werk, ich will nicht sagen: gut, aber doch fertig.

An Professor Eichstädt²⁾.

Jena, 15. September 1804.

Jeder Dichter baut sein Werk aus Elementen zusammen, die freilich der eine organischer zu verflechten vermag als der andere; doch kommt es auch viel auf den Beschauer an, von welcher Maxime dieser ausgeht. Ist er zur Trennung geneigt, so zerstört er mehr oder weniger die Einheit, welche der Künstler zu erringen strebt; mag er lieber verbinden, so hilft er dem Künstler nach und vollendet gleichsam dessen Absicht. Man kann in Raphaelschen Freskogemälden zeigen,

1) Das Drama sollte für die Bühne umgearbeitet werden.

2) Redakteur der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung.“

wie sie teilweise ausgeführt worden, wie die Arbeit dem Künstler einen Tag besser gelang als den andern; dazu muß man aber das Bild ganz nah untersuchen, und jedes Bild will doch aus einiger Ferne genossen sein. Wenn gewisse mechanische Behandlungsweisen, wie Kupferstich und Mosaik, in der Nähe vor dem Auge sich in ihre technischen Atome zerlegen, so fallen die höchsten Kunstwerke, „Odyssee“ und „Ilias“, vor dem Scharfblick eines trennenden Kritikers auseinander. Ja, wer wird leugnen, daß selbst Sophokles manchmal seine Purpurgewänder mit weißem Zwirn zusammengenäht habe! Das alles soll nur soviel andeuten, daß der Dichter, besonders der moderne, der lebende, Anspruch an die Neigung des Lesers, des Beurteilers machen und voraussetzen darf, daß man konstruktiv mit ihm verfare und nicht durch eine disjunktive Methode ein zartes, vielleicht schwaches Gewebe zerreiße oder den etwa schon vorhandenen Riß vergrößere. Noch eins! Bei strenger Prüfung meines eignen und fremden Ganges in Leben und Kunst fand ich oft, daß das, was man mit Recht ein falsches Streben nennen kann, für das Individuum ein ganz unentbehrlicher Umweg zum Ziele sei. Jede Rückkehr vom Irrtum bildet mächtig den Menschen im einzelnen und ganzen aus, so daß man wohl begreifen kann, wie dem Herzensforscher ein reuiger Sünder lieber sein kann als neunundneunzig Gerechte. Ja, man strebt oft mit Bewußtsein zu einem scheinbar falschen Ziel, wie der Fährmann gegen den Fluß arbeitet, da ihm doch nur darum zu tun ist, gerade auf dem entgegengesetzten Ufer anzulanden.

An Zelter.

Karlsbad, 27. Juli 1807.

Übrigens lebe ich sehr einsam: denn in der Welt kommen einem nichts als Jeremiaden entgegen, die, ob sie gleich von großen Übeln veranlaßt werden, doch, wie man sie in der Gesellschaft hört, nur als hohle Phrasen erscheinen. Wenn jemand sich über das beklagt, was er und seine Umgebung gelitten, was er verloren hat und zu verlieren fürchtet, das hör ich mit Theilnahme und spreche gern darüber und tröste gern. Wenn aber die Menschen über ein Ganzes jammern, das verloren sein soll, das denn doch in Deutschland kein Mensch sein Lebttag gesehen, noch viel weniger sich darum bekümmert hat, so muß ich meine Ungeduld verbergen, um nicht unhöflich zu werden oder als Egoist zu erscheinen. Wie gesagt, wenn jemand seine verlorenen Pfründen, seine gestörte Karriere schmerzlich empfindet, so wäre es unmenschlich, nicht mitzufühlen; wenn er aber glaubt, daß der Welt auch nur im mindesten etwas dadurch verloren geht, so kann ich unmöglich mit einstimmen.

An August v. Goethe.

Karlsbad, 3. Juni 1808.

Wir leben nach unserer alten Weise still und fleißig, in allem etwas mäßiger als vorm Jahre, besonders auch was den Wein betrifft; wobei mir denn lieb ist, aus Deinem Briefe zu sehen, daß Du Dich auch vor diesem so sehr zur Gewohnheit gewordenen Getränk in acht nimmst, das mehr, als man glaubt, einem besonnenen, heitern und tätigen Leben entgegenwirkt.

Eben so lobe ich, daß Du nur wenige Stunden besuchst. Es kommt beim Studieren alles darauf an, daß man über das, was man sich zueignen will, Schritt vor Schritt Herr bleibe. Sobald einem das Überlieferte über den Kopf wächst, so wird man entweder dumpf oder verdrießlich und kommt gar zu leicht in Versuchung, alles abzuschütteln. Daß auch Deine Studien einen historischen Gang nehmen, ist mir sehr angenehm. Zu erfahren, wie die Zustände nach und nach auf eine irdisch-menschliche Weise herangekommen, was verloren gegangen, was geblieben, was fortwirkt, ist so belehrend als erfreulich, und die Jugend, die das Glück hat, das Vergangene auf diese Weise zu ergreifen, antizipiert das Alter und bereitet sich ein heiteres Leben. Das Allgemeine gibt sich auf diesem Wege von selbst: denn in dem irdischen Kreise ist denn doch alles wiederkehrend.

An Zelter.

Karlsbad, 22. Juni 1808.

Alle Künste, indem sie sich nur durch Ausüben und Denken, durch Praxis und Theorie, herausarbeiten konnten, kommen mir vor wie Städte, deren Grund und Boden, worauf sie erbaut sind, man nicht entziffern kann. Felsen wurden weggesprengt, eben diese Steine zugehauen und Häuser daraus gebaut. Höhlen fand man sehr gelegen und bearbeitete sie zu Kellern. Wo der feste Grund ausging, grub und mauerte man ihn; ja vielleicht traf man gleich neben dem Ur-felsen ein grundloses Sumpffleck, wo man Pfähle einrammen und Rost schlagen mußte. Wenn das nun

alles fertig und bewohnbar ist, was läßt sich nun als Natur und was als Kunst ansprechen? Wo ist das Fundament und wo die Nachhilfe? Wo der Stoff, wo die Form? Wie schwer ist es alsdann, Gründe anzugeben, wenn man behaupten will, daß in den frühesten Zeiten, wenn man gleich das Ganze übersehen hätte, die sämtlichen Anlagen, natur-, kunst-, zweckmäßiger hätten gemalt werden können? Betrachtet man das Klavier, die Orgel, wo glaubt man die Stadt meines Gleichnisses zu sehen. Wollte Gott, ich könnte auch einmal an Ihrer Seite meine Wohnung dort aufschlagen und zum wahren Lebensgenuß gelangen; wobei ich alle Fragen über Natur und Kunst, über Theorie und Praxis, herzlich gern vergessen möchte.

An Christiane.

Karlsbad, 2. Juli 1808.

Daß sie in Weimar gegen Frau v. Stael übel von Dir gesprochen, mußst Du Dich nicht anfechten lassen. Das ist in der Welt nun einmal nicht anders. Keiner gönnt dem andern seine Vorzüge, von welcher Art sie auch seien, und da er sie ihm nicht nehmen kann, so verkleinert er oder leugnet sie oder sagt gar das Gegenteil. Genieße also, was Dir das Glück gegönnt hat und was Du Dir erworben hast, und suche Dir's zu erhalten. Wir wollen in unsrer Liebe verharren und uns immer knapper und besser einrichten, damit wir nach unsrerer Sinnesweise leben können, ohne uns um andre zu bekümmern.

An J. J. Willemer¹⁾.

Weimar, 5. Dezember 1808.

Diejenigen Menschen, die nichts weiter verlangen als dasjenige, was Welt und Natur gleichsam von selbst geben, sind am besten dran und gewinnen meistens den Vorsprung vor denen, welche Forderungen einer höheren Bildung an sich und andere machen und welchen der Vorgeschnack höherer Genüsse in ihr Inneres eingepflanzt ist. Vergleichen Anlagen fertig auszubilden, zu wissen, was wir selbst sollen und vermögen und was wir von unseren Umgebungen erwarten können, darüber geht meistens das Leben hin, und man darf wohl sagen, daß der isolierte Mensch hier niemals zum Ziele gelangt; ja sogar, wenn er auch so glücklich wäre, mit Gleichgesinnten zu wirken, so wird er sich doch nur dem Unerreichbaren immer mehr und mehr anzunähern scheinen.

An Graf Reinhard²⁾.

Weimar, 31. Dezember 1809.

Das Publikum, besonders das deutsche, ist eine närrische Karrikatur des Demos; es bildet sich wirklich ein, eine Art von Instanz, von Senat auszumachen und im Leben und Lesen dieses oder jenes wegnotieren zu können, was ihm nicht gefällt. Dagegen ist kein Mittel als ein stilles Ausharren.

1) Joh. Jak. Willemer war der Gatte von Goethes Guleita: Marianne v. Willemer.

2) Graf Karl Fr. von Reinhard war Diplomat und seit 1807 mit Goethe befreundet.

An Graf Reinhard.

Weimar, 22. Januar 1811.

Da diese Wintertage sich mehr zur Reflexion als zur Produktion schicken, so habe ich des Herrn Degerando *Histoire comparée des Systèmes de Philosophie* gelesen und mich dabei meines Lebens und Denkens von Jugend auf erinnern können. Denn die sämtlichen möglichen Meinungen gehn uns doch nach und nach, teils historisch, teils produktiv, durch den Kopf. Bei Lesung dieses Werks begriff ich auf's neue, was der Verfasser auch sehr deutlich ausspricht: daß die verschiedenen Denkweisen in der Verschiedenheit der Menschen gegründet sind und eben deshalb eine durchgehende gleichförmige Überzeugung unmöglich ist. Wenn man nur weiß, auf welcher Seite man steht, so hat man schon genug getan, man ist alsdann ruhig gegen sich und billig gegen andre.

An Erbprinzessin Karoline Luise¹⁾.

Weimar, 15. März 1811.

Das ist ja der Wert der Kunst, daß sie uns das Wahre bedeutend, das Vergangene so wie das entfernte Treffliche bequem, und das Vergängliche und Wandelbare dauerhaft vor die Augen bringt.

An Graf Reinhard.

Weimar, 8. Mai 1811.

Gegenwärtig ist ein interessanter junger Mann bei uns, dessen Bekanntschaft ich Ihnen gleichfalls verdanke, Sulpiß Boisseree, der mir sehr wohl gefällt

1) Erbprinzessin Karoline Luise von Mecklenburg-Schwerin, Tochter Karl Augusts.

und mit dem ich auch sehr wohl zurecht komme. Denn ein bedeutendes Individuum weiß uns immer für sich einzunehmen, und wenn wir seine Vorzüge anerkennen, so lassen wir das, was wir an ihm problematisch finden, auf sich beruhen; ja was uns an Gesinnungen und Meinungen desselben nicht ganz gemäß ist, ist uns wenigstens nicht zuwider: denn jeder einzelne muß ja in seiner Eigentümlichkeit betrachtet werden, und man hat neben seinem Naturell auch noch seine früheren Umgebungen, seine Bildungsgelegenheiten und die Stufen, auf denen er gegenwärtig steht, in Anschlag zu bringen. So geht es mir mit diesem, und ich denke, wir wollen in Frieden scheiden. Überhaupt, wenn man mit der Welt nicht ganz fremd werden will, so muß man die jungen Leute gelten lassen für das, was sie sind, und muß es wenigstens mit einigen halten, damit man erfahre, was die übrigen treiben.

An Knebel.

Weimar, 8. April 1812.

Wem es nicht zu Kopfe will, daß Geist und Materie, Seele und Körper, Gedanke und Ausdehnung, oder, wie ein neuerer Franzos¹⁾ sich genialisch ausdrückt, Wille und Bewegung die notwendigen Doppelingredienzien des Universums waren, sind und sein werden, die beide gleiche Rechte für sich fordern und deswegen beide zusammen wohl als Stellvertreter Gottes angesehen werden können — wer zu dieser Vorstellung sich nicht erheben kann, der hätte das Denken längst

1) Breguet.

aufgeben, und auf gemeinen Weltflatsch seine Tage verwenden sollen. Wer ferner nicht dahin gekommen ist, einzusehen, daß wir Menschen einseitig verfahren müssen, daß aber unser einseitiges Verfahren bloß dahin gerichtet sein soll, von unserer Seite her in die andere Seite einzudringen, ja, wo möglich, sie zu durchdringen, und selbst bei unseren Antipoden wieder aufrecht auf unsere Füße gestellt zutage zu kommen, der sollte einen so hohen Ton nicht anstimmen. Aber dieser ist leider gerade die Folge von jener Beschränktheit. Und was das gute Herz, den trefflichen Charakter betrifft, so sage ich nur soviel: wir handeln eigentlich nur gut, insofern wir mit uns selbst bekannt sind; Dunkelheit über uns selbst läßt uns nicht leicht zu, das Gute recht zu tun, und so ist es denn ebenso viel, als wenn das Gute nicht gut wäre. Der Dünkel aber führt uns gewiß zum Bösen, ja, wenn er unbedingt ist, zum Schlechten, ohne daß man gerade sagen könnte, daß der Mensch, der schlecht handelt, schlecht sei.

An Zelter.

Weimar, 3. Dezember 1812.

Dein Brief, mein geliebter Freund, der mir das große Unheil¹⁾ meldet, welches Deinem Hause widerfahren, hat mich sehr gedrückt, ja gebeugt, denn er traf mich in sehr ernstern Betrachtungen über das Leben, und ich habe mich nur an Dir selbst wieder aufgerichtet. Du hast Dich auf dem schwarzen Probierstein des Todes als ein echtes, geläutertes Gold auf-

1) Zelters Stieffsohn hatte sich im November 1812 das Leben genommen.

gestrichen. Wie herrlich ist ein Charakter, wenn er so von Geist und Seele durchdrungen ist, und wie schön muß ein Talent sein, das auf einem solchen Grunde ruht! Über die Tat oder Untat selbst weiß ich nichts zu sagen. Wenn das *taedium vitae* (der Lebenskel) den Menschen ergreift, so ist er nur zu bedauern, nicht zu schelten. Daß alle Symptome dieser wunderlichen, so natürlichen als unnatürlichen Krankheit auch einmal mein Innerstes durchrast haben, daran läßt „Werther“ wohl niemand zweifeln. Ich weiß recht gut, was es mich für Entschlüsse und Anstrengungen kostet, damals den Wellen des Todes zu entkommen, sowie ich mich aus manchem spätern Schiffbruch auch mühsam rettete und mühselig erholte . . . Die meisten jungen Leute, die ein Verdienst in sich fühlen, fordern mehr von sich, als billig. Dazu werden sie aber durch die gigantische Umgebung gedrängt und genötigt. Ich kenne deren ein halb Duzend, die gewiß auch zugrunde gehn und denen nicht zu helfen wäre, selbst wenn man sie über ihren wahren Vorteil aufklären könnte. Niemand bedenkt leicht, daß uns Vernunft und ein tapferes Wollen gegeben sind, damit wir uns nicht allein vom Bösen, sondern auch vom Übermaß des Guten zurückhalten.

An F. H. Jacobi¹⁾.

Weimar, 6. Januar 1813.

Auf Deinen freundlichen Brief, den ich zu Anfang des Jahres als ein gutes Omen erhielt, will ich so-

1) Jacobi (1743—1819) war seit 1804 Präsident der Akademie der Wissenschaften zu München. Mit Goethe verband ihn Jugendfreundschaft; in ihrer Denkungsart gingen sie später weit auseinander.

gleich dankbar einige allgemeine Betrachtungen erwidern. Die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meinungen getrennt. Jene sind ein Einfaches, in dem wir uns zusammenfinden, diese ein Mannigfaltiges, in das wir uns zerstreuen. Die Freundschaften der Jugend gründen sich auf's erste, an den Spaltungen des Alters haben die letztern schuld. Würde man dieses früher gewahr, verschaffte man sich bald, indem man seine eigene Denkweise ausbildet, eine liberale Ansicht der übrigen, ja der entgegengesetzten, so würde man viel verträglicher sein und würde durch Gesinnung das wieder zu sammeln suchen, was die Meinung zersplittert hat. Ich für mich kann bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andre. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen. Siehst Du, so steht es mit mir, und so wirke ich nach innen und außen immer im stillen fort, mag auch gern, daß ein jeder das gleiche tue. Nur wenn dasjenige, was mir zu meinem Dasein und Wirken unentbehrlich ist, von andern als untergeordnet, unnütz oder schädlich behandelt wird, dann erlaube ich mir, einige Augenblicke verdrießlich zu sein und auch dies vor meinen Freunden und Nächsten nicht zu verbergen. Das geht aber bald vorüber, und wenn ich auch

eigensinnig auf meine Weise fortwirke, so hüte ich mich doch vor aller Gegenwirkung, wie sonst, so auch jetzt.

An v. Trebra¹⁾.

Weimar, 5. Januar 1814.

Laß mich, mein Lieber, bald von Dir hören. Man bedient sich als Symbol der Ewigkeit der Schlange, die sich in einen Reif abschließt, ich betrachte dies hingegen gern als Gleichnis einer glücklichen Zeitlichkeit. Was kann der Mensch mehr wünschen, als daß ihm erlaubt sei, das Ende an den Anfang anzuschließen, und wodurch kann dies geschehen, als durch die Dauer der Zuneigung, des Vertrauens, der Liebe, der Freundschaft.

An August v. Goethe.

Weimar, 14. Januar 1814.

Fahre so fort, mit heiterem Sinn auf zwei Dinge zu achten: erstlich, wo die Menschen hinaus wollen? und zweitens, wie sie sich deshalb maskieren? Zeige Dich nicht allzu behäglich, damit sie Dir Dein Glück nicht übelnehmen. Wir gehen in unserem Wesen fort, und zu diesem Gehen gehört auch das Schlittensfahren, obgleich andere sich daraus ein Bedenken machen. Erkundige Dich, wenn Du Zeit hast, nach Antiquaren aller Art, besuche ihre Läden und Zimmer und bringe mir etwas Gedeihliches wohlfeil mit. Wenn Dir etwas behagt, so zaudre nur nicht, denn wenn Du auch irrtest, hat es nichts zu sagen. Irrend lernt man.

1) Oberberghauptmann in Freiberg.

An Rnebel.

Weimar, 19. Januar 1814.

Dies bemerkte ich aber: daß es für junge Leute eine wahre Wohltat ist, wenn ihnen gewisse bessere und höhere Zustände eine Zeitlang versagt bleiben. Dadurch lernt man erst schätzen, was man erhält; denn leider sieht der Mensch nach einem jeden, was ihm geworden, immer wieder was neues Wünschenswertes vor sich, und seine Ungeduld wächst mit jedem Gelingen.

An L. A. v. Arnim¹⁾.

Weimar, 23. Februar 1814.

Alles, was auf den Augenblick anspielt und so die Gemüther stoffartig erregt, habe ich immer vermieden, nicht weil ich es im ganzen für unzulässig halte, sondern weil ich gefunden habe, daß der Enthusiasmus eigentlich nur die große Masse wohlkleidet. Man muß sich einander unbekannt sein und sich nur zusammen fühlen, wenn man sich zusammen erwärmen, ja erhitzen will. Geschieht dies unter Bekannten, so leidet immer der eine Teil, indem der andere sich freut.

An Rnebel.

Weimar, 9. November 1814.

Unter denjenigen Vorteilen, welche mir meine letzte Reise gebracht, stehet wohl die Duldsamkeit obenan, die ich mehr als jemals für den einzelnen Menschen empfinde. Wenn man mehrere Hunderte

1) Arnim war seit 1811 mit Bettine Brentano verheiratet.

näher, Tausende ferne beobachtet, so muß man sich gestehen, daß am Ende jeder genug zu tun hat, sich einen Zustand einzuleiten, zu erhalten und zu fördern. Man kann niemanden meistern, wie er dabei zu Werke gehen soll, denn am Ende bleibt es ihm doch allein überlassen, wie er sich im Unglück helfen und im Glücke finden kann. In diesen Betrachtungen bin ich dieses Mal sehr glücklich durch die Welt gekommen, indem ich von niemand etwas weiter verlangte, als was er geben konnte und wollte, ihm weiter nichts anbot, als was ihm gemäß war, und mit großer Heiterkeit nahm und gab, was Tag und Umstände brachten. Und so hab ich niemanden in seiner Lebensweise irre gemacht. Überzeugung, Sitte, Gewohnheit, Liebhaberei, Religion, alles erschien mir durchaus den Personen gemäß, die sich gegen mich äußerten, und so habe ich es auch in Ansehung des Geschmacks gefunden. Jeder sucht und wünscht, wozu ihm Schnabel oder Schnauze gewachsen ist. Der will's aus der enghalsigen Flasche, der vom flachen Teller, einer die rohe, ein anderer die gekochte Speise. Und so hab ich mir denn auch bei dieser Gelegenheit meine Töpfe und Näpfschen, Flaschen und Krüglein gar sorgsam gefüllt, ja mein Geschirr mit manchen Gerätschaften vermehrt. Ich habe an der homerischen wie an der nibelungischen Tafel geschmaust, mir aber für meine Person nichts gemäßer gefunden als die breite und tiefe, immer lebendige Natur, die Werke der griechischen Dichter und Bildner.

An Christiane.

Frankfurt, 12. September 1815

Von Dir wieder ein Wort zu vernehmen, war mir sehr erfreulich. Wohl hat uns beide der Sommer übel behandelt, und darin hast Du vollkommen recht, daß man sich durch äußere Gegenstände von der Betrachtung seines innern Zustandes zerstreuen müsse. Die angenehmsten Tage, die ich zubachte, waren immer die, wo alles so schnell zuging, daß ich nicht an mich denken konnte. Deshalb mache Dir soviel Bewegung und Veränderung, als Du kannst, in diesen schönen Tagen, und denke darauf, wie wir diesen Winter abwechselnd die Tage zubringen. Etwas Musik wäre sehr wünschenswert; es ist das unschuldigste und angenehmste Bindungsmittel der Gesellschaft.

An August v. Goethe.

Weimar, 19. September 1816.

Ohne in den besonderen Fall einer zu übernehmenden Bürgschaft, den Du mir, mein lieber Sohn, vorlegtest, einzugehen, muß ich Dir nachstehendes zu Herzen geben. Als mich mein seliger Vater einigermaßen ausstattete, war unter andern guten Lehren, die er mir zugleich erteilte, eine, die einem Befehl glich: daß ich bei seinem Leben keine Bürgschaft eingehen und auch nach seinem Tode diese Warnung immer bedenken solle. Denn, sagte er: wenn Du bares Geld hast, so magst Du es einem Freunde auch ohne große Sicherheit leihen. Willst Du es verschenken, so ist auch nichts dagegen zu sagen.

Borgst Du, so wirfst Du Dich einrichten, Interessen zu bezahlen und das Kapital abzutragen. Verbürgst Du Dich aber, so versetzest Du Dich in einen unruhigen Zustand, der desto peinlicher ist, als Du Dich untätig, ja leidend verhalten mußt. Niemand verbürgt sich leicht, außer wenn er glaubt, er laufe keine Gefahr. Ist aber die Verbürgung geschehen, so fühlt er sich gar bald, besonders in sorglichen Augenblicken, von einem in der Ferne sich zeigenden Übel bedroht, welches um so fürchterlicher erscheint, als er fühlt, daß er ihm nicht gewachsen sei, wenn es nähertreten sollte. Das Leben für einen Freund zu wagen wie für Dich selbst, ist löblich, denn der Augenblick entscheidet. Aber dir auf unbestimmte Zeit, oder wohl gar auf's ganze Leben, Sorge zu bereiten und Deinen sichern Besitz wenigstens in der Einbildungskraft zu untergraben, ist keineswegs rätlich: denn unsere körperlichen Zustände und der Lauf der Dinge bereiten uns manche hypochondrische Stunde, und die Sorge ruft alsdann Gespenster hervor, die ein heiterer Tag verscheucht. So war die Gesinnung meines Vaters, und so ist auch die meinige geblieben. Ich habe in meinem Leben viel, vielleicht mehr als billig, für andere getan und mich und die Meinigen dabei vergessen: dies kann ich Dir ohne Ruhmredigkeit sagen: da Du manches weißt; aber ich habe mich nie verbürgt, und unter meinem Nachlaß findest Du keinen solchen Akt. Habe daher das alte Sprichwort vor Augen und gedenke mein!

An Großherzog Karl August.

Weimar, 7. November 1816.

Man fürchte sich ja nicht vor den Folgen eines männlichen Schrittes; denn es entstehe daraus, was da wolle, so behält man das schöne Gefühl, recht gehandelt zu haben, da die Folgen des Bauderns und Schwankens auf alle Fälle peinlich sind. Es ist männlicher, sich ein Bein abnehmen zu lassen, als am kalten Brande zu sterben.

An Zelter.

Weimar, 7. November 1816.

Wundersam ist es, aber ganz natürlich: die Menschen spekulieren auf unsere letzte Zeit wie auf sibyllinische Blätter, da sie die vorhergehende kalt und freventlich auflodern ließen. Auch an den Rhein habe ich dringende und lockende Einladungen, von denen Du wahrscheinlich gehört hast, da man es dort schon als etwas Ausgemachtes voraussetzt. Was soll mir aber das alles! Leugnen will ich nicht, daß ich einsehe, am Rhein und Main die paar Sommer gut gewirkt zu haben, denn ich habe ja nur das Testament Johannis gepredigt: *Rindlein liebt euch*, und wenn das nicht gehen will: *laßt wenigstens einander gelten!* Und da wirßt Du mir Beifall geben: wenn diese himmlische Botschaft in eurem Ninive einigermaßen Platz griffe, so wäret ihr ganz andere Leute, ohne mehr oder weniger zu sein als ihr seid. Wozu aber der Aufwand von Tagen und Stunden persönlich-gegenwärtiger Wirkung! Ich will doch lieber in meiner stillen und unangefochtenen Wohnung

soviel diktieren und kopieren und drucken und liegen lassen, damit es hinausgehe oder hinnen bleibe; damit jeder, wie Du ganz richtig fühlst, verschweigen könne, woher er's hat, und denn doch das ganze Menschenwesen ein bißchen aufgestuzt werde. Die sämtlichen Narrheiten von Prä- und Postokkupationen, von Plagiaten und Halbentwendungen sind mir so klar und erscheinen mir läppisch. Denn was in der Luft ist und was die Zeit fordert, das kann in hundert Köpfen auf einmal entspringen, ohne daß einer dem andern abborgt. Aber — hier wollen wir Halt machen, denn es ist mit dem Streit über Priorität wie über Legitimität: es ist niemand früher und rechtmäßiger, als wer sich erhalten kann.

An Schöple¹⁾.

Jena, 16. Februar 1818.

Auf Ihre Frage zum Beispiel: was der Musiker malen dürfe? wage ich mit einem Paradox zu antworten: nichts und alles! Nichts, wie er es durch die äußeren Sinne empfängt, darf er nachahmen; aber alles darf er darstellen, was er bei diesen äußern Sinneseinwirkungen empfindet. Den Donner in Musik nachzuahmen, ist keine Kunst; aber der Musiker, der das Gefühl in mir erregt, als wenn ich donnern hörte, würde sehr schätzbar sein. So haben wir im Gegensatz für vollkommene Ruhe, für Schweigen, ja für Negation entschiedenen Ausdruck in der Musik, wovon mir vollkommene Beispiele zur

1) Adalbert Schöple hatte Kompositionen Goethischer Lieder gesandt.

Hand sind. Ich wiederhole: das Innere in Stimmung zu setzen, ohne die gemeinen äußern Mittel zu brauchen, ist der Musik großes und edles Vorrecht.

An Schubarth¹⁾.

Jena, 2. April 1818.

Wenn man das Leben zugebracht hat, sein Innerliches auszubilden, mit dem Wunsche, auch nach außen genießbar und nützlich zu werden, so kann uns nichts erfreulicher begegnen, als wenn wir vernehmen, daß Gleichzeitige, noch mehr aber daß Jüngere sich mit unsern bekannt gewordenen Arbeiten dem Werden nach beschäftigen. Denn indem sie dieses tun, so sprechen sie aus: daß sie nicht nur dasjenige, was einer Jugend gemäß ist, sich aus dem Vorliegenden heraus nehmen würden, welches bequem wäre, auch gewöhnlich geschieht und allenfalls gelten kann, sondern daß sie gern erführen, wie es denn eigentlich um ihren Vorgänger gestanden und wie solcher, bei entschiedenen, von der Natur aufgedrungenen Anlagen, erst dem Genius indulgiert, durchs Ungeschick sich durchgehalten, dann dem Geschick nachgeholfen und auf der wilden Woge des Lebens doch noch, ohne gerade zu stranden, sich in irgendeine heilsame Bucht geworfen. Hat dieses der junge Freund im Auge, so bereitet er sich selbst die wünschenswerteste Bildung: denn ob wir eine einzelne Tätigkeit, die sich mit der Welt mißt, unter der Form eines Ulyß, eines Robinson Crusoe auffassen oder etwas Ähnliches an unsern

1) Karl Ernst Schubarth hatte ein Büchlein veröffentlicht „Zur Beurteilung Goethes“.

Zeitgenossen im Laufe sittlicher, bürgerlicher, ästhetischer, literarischer Ereignisse wahrnehmen, ist ganz gleich. Alles, was geschieht, ist Symbol, und, indem es vollkommen sich selbst darstellt, deutet es auf das übrige. In dieser Betrachtung scheint mir die höchste Anmaßung und die höchste Bescheidenheit zu liegen. Diese Forderung haben wir mit dem Obersten und dem Gerिंगsten gemein.

An Zauper.

Weimar, 2. Februar 1823.

Überhaupt kann ich wohl sagen, daß ich von allem dem, was seit fünfzig Jahren gegen mich gewirkt wird, großen Nutzen gezogen; denn ich lernte dadurch meine Nation kennen, und dies ist auch jetzt der Fall, insofern etwas von meinen neuen Widersachern in meine Zelle gelangt, die einsamer ist als die ihrige¹⁾; denn ich lerne ja daran die Zeitgesinnung am besten einsehen; die ich an dem, was ich auf die Zeit wirken wollte und gewirkt habe, am besten prüfen kann.

An Gräfin Auguste v. Bernstorff²⁾.

Weimar, 17. April 1823.

Lange leben, heißt gar vieles überleben: geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur

1) Zauper war Mönch.

2) Gräfin Bernstorff, geb. v. Stolberg, war eine Jugendfreundin Goethes, die er aber nie gesehen hat.

einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit. Redlich habe ich es mein lebelang mit mir und andern gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch getan. Wirken wir also immerfort, solange es Tag für uns ist! Für andere wird auch eine Sonne scheinen; sie werden sich an ihr hervortun, und uns indessen ein helleres Licht erleuchten. Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unseres Vaters Reiche sind viel Provinzen und, da er uns hierzulande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein.

An Zelter.

Weimar, 6. Juni 1825.

Junge Leute werden viel zu früh aufgereggt und dann im Zeitstrudel fortgerissen. *Reichtum* und *Schnelligkeit* ist, was die Welt bewundert und wonach jeder strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle möglichen Fazilitäten der Kommunikation sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Und das ist ja auch das Resultat der Allgemeinheit, daß eine mittlere Kultur gemein werde; dahin streben die Bibelgesellschaften, die Lancasterische Lehrmethode und was nicht alles. Eigentlich ist es das Jahrhundert für die fähigen Köpfe, für leichtfassende praktische Menschen, die, mit

einer gewissen Gewandtheit ausgestattet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich selbst nicht zum höchsten begabt sind. Laß uns soviel als möglich an der Gesinnung halten, in der wir herankamen!

An Zelter.

Weimar, 2. Januar 1826.

„Wer will, der muß!“ und ich fahre fort: wer einsieht, der will. Und so wären wir wieder im Kreise dahin gelangt, wo wir ausgingen: daß nämlich man aus Überzeugung müssen müsse. Für die nächstfolgende Zeit können wir daher viel Gutes hoffen. So manches, auf Kunst und Wissenschaft bezüglich, kommt mir fast täglich vor die Augen. Darunter wäre nichts Falsches, wenn der Mensch nicht schwach wäre und er nicht zugleich das, was für ihn das letzte ist, auch für das letzte halten wollte. Überhaupt aber begegnen mir sehr viel schöne, reine, hohe Ansichten. Man läßt gelten, was man nicht erreichen kann; man freut sich des, was man nicht zu tun imstande wäre; wie denn doch am Ende jeder tüchtige Mensch verfahren muß, um selbst etwas zu sein, um nach seiner Weise zu wirken, was auch Dilettanterei und damit notwendig verknüpftes Nivellieren im Laufe des Tages verderben oder hindern mag. Am Ende stellt sich alles her, wenn derjenige, welcher weiß, was er will und kann, in seinem Tun und Wirken unablässig beharrt.

An Graf Reinhard.

Weimar, 12. Mai 1826.

Der Mensch hat wirklich viel zu tun, wenn er sein eigenes Positive bis ans Ende durchführen will. Glücklicherweise bleibt uns zuletzt die Überzeugung, daß gar vieles neben uns bestehen kann und muß, was sich gerne wechselseitig verdrängen möchte: der Weltgeist ist toleranter als man denkt.

An Sulpiz Boisserée¹⁾.

Weimar, 22. Oktober 1826.

Belter hat mir meine Briefe, die sich beinahe von dreißig Jahren her datieren, zugesendet; sie liegen nunmehr mit den meinen verschränkt in reinlichster Abschrift vor mir. Zwei Abende der Woche lese ich sie mit Riemern durch, um Schreibfehler, Interpunktionen und sonst zu berichtigen. Jedesmal gedanke ich Ihrer und wünsche Sie zu uns her. Auch hierbei bewährt sich die alte Wahrheit: man soll wenig tun, aber Tüchtiges, und es wirken lassen nach Zeit und Umständen. Wie manches, was wir vor zehn bis fünfzehn Jahren unter uns mit einiger Scheu kaum auszusprechen wagten, ist jetzt trivial geworden, und kaum weiß die Welt, was sie gewonnen hat, und die damals nicht wußten, was sie wollten, wissens noch nicht.

1) Sulpiz Boisserée und sein Bruder Melchior waren eifrige Kunstsammler und traten begeistert für Erhaltung und Wiederherstellung des Kölner Domes ein.

An Zelter.

Weimar, 19. März 1827.

Das alte Märchen der Tausendmaltausend und immer noch einmal einbrechenden Nacht erzählen sich die Parzen unermüdet. Lange leben, heißt viele überleben: so klingt das leidige Ritornell unseres vaudevilleartig hinschludernden Lebensganges; es kommt immer wieder an die Reihe, ärgert uns und treibt uns doch wieder zu neuem ernstlichen Streben. Mir erscheint der zunächst mich berührende Personenkreis wie ein Konvolut sibyllinischer Blätter, deren eins nach dem andern, von Lebensflammen aufgezehrt, in der Luft zerfliehet und dabei den überbleibenden von Augenblick zu Augenblick höhern Wert verleiht. Wirken wir fort, bis wir, vor oder naheinander, vom Weltgeist berufen in den Äther zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Tätigkeiten, denen analog, in welchen wir uns schon erprobt, nicht versagen! Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier schon gewollt und geleistet, väterlich hinzu; so würden wir gewiß nur desto rascher in die Rämme des Weltgetriebes eingreifen. Die entleerliche Monade muß sich nur in rastloser Tätigkeit erhalten, wird ihr diese zur anderen Natur, so kann es ihr in Ewigkeit nicht an Beschäftigung fehlen.

An Thomas Carlyle.

Weimar, 20. Juli 1827.

Die Mitlebenden werden an vorzüglichen Menschen gar leicht irre: das Besondere der Person stört sie,

das laufende, bewegliche Leben verrückt ihre Standpunkte und hindert das Rennen und Anerkennen eines solchen Mannes¹⁾ . . . Offenbar ist das Bestreben der besten Dichter und ästhetischen Schriftsteller aller Nationen schon seit geraumer Zeit auf das Allgemein-Menschliche gerichtet. In jedem Besonderen, es sei nun historisch, mythologisch, fabelhaft, mehr oder weniger willkürlich erfunden, wird man durch Nationalität und Persönlichkeit hindurch jenes Allgemeine immer mehr durchleuchten und durchschimmern sehn. Da nun auch im praktischen Lebensgange ein gleiches obwaltet und durch alles Irdisch-Rohe, Wilde, Grausame, Falsche, Eigennützige, Lügenhafte sich durchschlingt und überall einige Milde zu verbreiten trachtet, so ist zwar nicht zu hoffen, daß ein allgemeiner Friede dadurch sich einleite, aber doch, daß der unvermeidliche Streit nach und nach läßlicher werde, der Krieg weniger grausam, der Sieg weniger übermütig. Was nun in den Dichtungen aller Nationen hierauf hindeutet und hinwirkt, dies ist es, was die übrigen sich anzueignen haben. Die Besonderheiten einer jeden muß man kennen lernen, um sie ihr zu lassen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren; denn die Eigenheiten einer Nation sind wie ihre Sprache und ihre Münzsorten, sie erleichtern den Verkehr, ja sie machen ihn erst vollkommen möglich . . . Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am sichersten erreicht, wenn man das Besondere der einzelnen Menschen und Völkerschaften auf sich

1) Schiller, dem der junge Schotte Carlyle in seiner Biographie warme Anerkennung gezollt hat.

beruhen läßt, bei der Überzeugung jedoch festhält, daß das wahrhaft Verdienstliche sich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menschheit angehört. Zu einer solchen Vermittlung und wechselseitigen Anerkennung tragen die Deutschen seit langer Zeit schon bei.

An Carlyle.

Weimar, 14. März 1828.

Über das Prinzip, woraus die Sittlichkeit abzuleiten sei, hat man sich nie vollkommen vereinigen können. Einige haben den Eigennuß als Triebfeder aller sittlichen Handlungen angenommen; andere wollten den Trieb nach Wohlbehagen, nach Glückseligkeit als einzig wirksam finden; wieder andere setzten das apodiktische Pflichtgefühl obenan, und keine dieser Voraussetzungen konnte allgemein anerkannt werden. Man mußte es zuletzt am geratensten finden, aus dem ganzen Komplex der gesunden menschlichen Natur das Sittliche, sowie das Schöne zu entwickeln.

An Fr. August v. Beulwitz¹⁾.

Dornburg, 18. Juli 1828.

Die vernünftige Welt sei von Geschlecht zu Geschlecht auf ein folgerechtes Tun entschieden angewiesen. Wo nun der menschliche Geist diesen hohen ewigen Grundsatz in der Anwendung gewahrt wird, so fühlt

1) Generaladjutant des Großherzogs.

er sich auf seine Bestimmung zurückgeführt und ermutigt, wenn er auch zugleich gestehen wird, daß er, eben in der Gliederung dieser Folge, selbst an- und abtretend, so Freude als Schmerz, wie in dem Wechsel der Jahreszeiten, so in dem Menschenleben, an anderen, wie an sich selbst, zu erwarten habe.

An Zelter.

Weimar, 29. April 1830.

Hierbei werd ich veranlaßt, Dir etwas Wunderliches zu vermelden und zu vertrauen, daß ich nämlich nach einer strengen, schnellen Resolution alles Zeitungslesen abgeschafft habe und mich mit dem begnüge, was mir das gesellige Leben überliefern will. Dieses ist von der größten Wichtigkeit: denn, genau besehen, ist es von Privatleuten doch nur eine Philisterei, wenn wir demjenigen zuviel Anteil schenken, was uns nichts angeht. Seit den sechs Wochen, daß ich die sämtlichen französischen und deutschen Zeitungen unter ihrem Kreuzband liegen lasse, ist es unsäglich, was ich für Zeit gewann und was ich alles weg-schaffte.

An Zelter.

Weimar, 30. November 1830.

Nemo ante obitum beatus ist ein Wort, das in der Weltgeschichte figurirt, aber eigentlich nichts sagen will. Sollte es mit einiger Gründlichkeit ausgesprochen werden, so müßte es heißen: „Prüfungen erwarte bis zulezt.“ Dir hat es, mein Guter, nicht daran gefehlt;

mit auch nicht, und es scheint, als wenn das Schicksal die Überzeugung habe, man sei nicht aus Nerven, Venen, Arterien und andern daher abgeleiteten Organen, sondern aus Draht zusammengeflochten . . . Hier nun allein kann der große Begriff der Pflicht uns aufrecht erhalten. Ich habe keine Sorge als: mich physisch im Gleichgewicht zu bewegen; alles andere gibt sich von selbst. Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die notwendigste Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen.

An Sulpiz Boisserée.

Weimar, 20. März 1831.

Von mir selbst kann ich nur sagen, daß ich die geneigte Manifestation der moralischen Weltordnung nicht genug verehren kann, die mir erlaubte, mich körperlich und geistig auf eine Weise wiederherzustellen, die dem Augenblick allenfalls genug tut.

An Zelter.

Weimar, 4. September 1831.

Sechs Tage, und zwar die heitersten des ganzen Sommers, war ich von Weimar abwesend und hatte meinen Weg nach Ilmenau genommen, wo ich in früheren Jahren viel gewirkt und eine lange Pause des Wiedersehens gemacht hatte. Auf einem einsamen Bretterhäuschen, des höchsten Gipfels der Tannenwälder, recognoszierte ich die Inschrift vom 7. September 1783 des Liedes, das Du auf den Fittichen der Musik so lieblich beruhigend in alle Welt getragen

hast: „Über allen Gipfeln ist Ruh.“ Nach so vielen Jahren war denn zu übersehen: das Dauernde, das Verschwundene. Das Gelingene trat vor und erheiterte, das Mißlungene war vergessen und verschmerzt. Die Menschen lebten alle nach wie vor, ihrer Art gemäß, vom Röhler bis zum Porzellanfabrikanten. Eisen ward geschmolzen, Braunkstein aus den Klüften gefördert, wenn auch in dem Augenblick nicht so gesucht wie sonst. Pech ward gesotten, der Ruß aufgefangen, die Rußbüttchen künstlichst und kümmerlichst verfertigt. Steinkohlen mit unglaublicher Mühe zutage gebracht, kolossale Urstämme in der Grube unter dem Arbeiten entdeckt; und so ging's denn weiter fort vom alten Granit durch die angrenzenden Epochen, wobei immer neue Probleme sich entwickeln. Im ganzen herrscht ein wundernswürdiges Benutzen der mannigfaltigsten Erd- und Bergoberflächen und Tiefen.

An Wilhelm v. Humboldt.

Weimar, 17. März 1832.

Zu jedem Tun, daher zu jedem Talent, wird ein Angeborenes gefordert, das von selbst wirkt und die nötigen Anlagen unbewußt mit sich führt, deswegen auch so geradehin fortwirkt, daß, ob es gleich die Regel in sich hat, es doch zuletzt ziel- und zwecklos ablaufen kann. Je früher der Mensch gewahr wird, daß es ein Handwerk, daß es eine Kunst gibt, die ihm zur geregelten Steigerung seiner natürlichen Anlagen verhelfen, desto glücklicher ist er. Was er auch von außen

empfangen, schadet seiner eingeborenen Individualität nichts. Das beste Genie ist das, welches alles in sich aufnimmt, sich alles zuzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundbestimmung, demjenigen, was man Charakter nennt, im mindesten Eintrag tue, vielmehr solches noch erst recht erhebe und durchaus nach Möglichkeit befähige.

Aus den Tagebüchern

Auch die Tagebücher verkünden die Herrlichkeiten Goethischer Kunst und Weisheit, zeugen von Goethes allumfassender Menschlichkeit und lehren uns nach dem Vorbilde des Meisters Erhabenes verehren, Schönes genießen, Gutes wirken. Für Goethe gehörte die Führung eines Tagebuches zu den Ordnungsgewohnheiten. Am Schluß des Tages verzeichnete er mit knappen Sätzen oder Stichworten die Summe des Getanen und Geschehenen. Auf diese Weise ist uns ein unverfälschter Einblick in das menschliche Dasein des Dichters ermöglicht worden. In der dritten Abteilung der Weimarer Ausgabe füllen die Tagebücher 13 Bände. Erst in jüngster Zeit sind Goethes Tagebücher durch eine ausgezeichnet kommentierte Auswahl von Hans Gerhard Gräf (Inselverlag) dem größeren Publikum erschlossen worden. Den Nutzen von Tagebüchern hat Goethe oft erfahren. Für seine „Italienische Reise“, für „Dichtung und Wahrheit“, für kleinere autobiographische Schriften und endlich für die Darstellung seiner Mannesjahre bis 1822 in den Tag- und Jahresheften sind „Tagebücher vergangener Jahre aufgesucht“ worden. Die Tagebücher Goethes sind nicht lückenlos erhalten und umfassen die Jahre von 1775 bis 1832. In den ersten sieben Jahren wurden die täglichen Eintragungen eigenhändig vollzogen. Astronomische Zeichen gebrauchten die Tagebücher für Herzogin Anna Amalia D, Herzog Karl August A, Prinz Constantin A, Charlotte von Stein O und Gräfin Luise von Werthern Q. Wie alles, was wir von Goethe besitzen, so bilden auch seine Tagebücher Lebensbekenntnisse. Ob wir dürren Sätzen begegnen, Notizen über Lektüre, Wetterbeobachtungen, Namen von Gästen oder Urteilen über Menschen, Bücher, Kunst, Wissenschaft, Worten der Lebensweisheit: überall steht der Dichter in seiner universellen Größe, in seiner edel erhabenen Menschlichkeit vor uns. So entrollen die Tagebücher ein Bild freudigster Lebensbejahung, das Herz und Geist neue Nahrung zuführt und in die Pfade lockt, die der Weise von Weimar gewandelt.

Schweizer Reise (Züricher See), 15. Juni 1775.

Ohne Wein kann's uns auf Erden
Nimmer wie dreihundert werden,
Ohne Wein und ohne Weiber
Hol' der Teufel unsre Leiber.

Ich saug' an meiner Nabelschnur
Nun Nahrung aus der Welt.
Und herrlich rings ist die Natur,
Die mich am Busen hält.
Die Welle wieget unsern Rahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, Wolken angetan,
Entgegen unserm Lauf.

Aug, mein Aug, was sinkst du nieder,
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum, so Gold du bist,
Hier auch Lieb und Leben ist.
Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne,
Liebe Nebel trinken
Rings die türmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reisende Frucht.

Gartenhäuschen, 2. Mai 1777.

Nachts herrliches Gewitter auf dem Altan ab-
gewartet.

Gartenhäuschen, 19. Mai 1777.

War herrlicher Mondschein, und ich schlief auf'm
Altan.

Gartenhäuschen, 17. u. 18. Juni 1777.

Leiden und Träumen.

Wartburg, 4. Oktober 1777.

Tiefes Gefühl des Alleinseins . . .

Wartburg, 8. Oktober 1777.

Gern fehr' ich doch zurück in mein enges Nest,
nun bald in Sturm gewickelt, in Schnee verweht.
Und will's Gott in Ruhe vor den Menschen, mit
denen ich doch nichts zu teilen habe. Hier hab' ich weit
weniger gelitten, als ich gedacht habe, bin aber in viel
Entfremdung bestimmt, wo ich doch noch Band
glaubte. Der Herzog wird mir immer näher und
näher, und Regen und rauher Wind rückt die Schafe
zusammen. — — R e g i e r e n !!

Gartenhäuschen, 14. November 1777.

Heiliges Schicksal, du hast mir mein Haus gebaut
und ausstaffiert über mein Bitten, ich war vergnügt
in meiner Armut unter meinem halbsfaulen Dache,
ich bat dich, mir's zu lassen, aber du hast mir Dach und
Beschränktheit vom Haupte gezogen wie eine Nachtmütze.
Laß mich nun auch frisch und zusammenge-
nommen der Reinheit genießen. Amen.

Torfhaus, 10. Dezember 1777.

Früh nach dem Torfhaufe in tiefem Schnee . . .
Heiterer, herrlicher Augenblick, die ganze Welt in
Wolken und Nebel und oben alles heiter. Was ist der
Mensch, daß du sein gedenkst.

Gartenhäuschen, 8. oder 9. Februar 1778.

Diese Woche viel auf dem Eis, in immer gleicher,
fast zu reiner Stimmung. Schöne Aufklärungen über
mich selbst und unsre Wirtschaft, Stille und Vor-
ahnung der Weisheit. Immer fortwährende Freude
an Wirtschaft, Ersparnis, Auskommen. Schöne Ruhe
in meinem Hauswesen gegen vorm Jahr. Bestimm-
teres Gefühl von Einschränkung, und dadurch der
wahren Ausbreitung.

Gartenhäuschen, 12. Februar 1778.

Fortdauernde reine Entfremdung von den Men-
schen. Stille und Bestimmtheit im Leben und Handeln.
In mir fröhliche, bunte Imagination.

Gartenhäuschen, 14. Dezember 1778.

Gespräch mit dem Herzog über Ordnung, Polizei
und Geseze. Verschiedne Vorstellung. Meine darf
sich nicht mit Worten ausdrücken, sie wäre leicht miß-
verstanden und dann gefährlich. Indem man unver-
besserliche Übel an Menschen und Umständen ver-
bessern will, verliert man die Zeit und verdirbt noch
mehr, statt daß man diese Mängel annehmen sollte
gleichsam als Grundstoff und nachher suchen, diese zu

konterbalancieren. Das schönste Gefühl des Ideals wäre, wenn man immer rein fühlte, w a r u m man's nicht erreichen kann.

Gartenhäuschen, zwischen 15. u. 30. Dezember 1778.

Wenn man mit einem lebt, soll man mit allen leben, einen hört, soll man alle hören. Vor sich allein ist man wohl reine, ein anderer verrückt uns die Vorstellung durch seine, hört man den dritten, so kommt man durch die Parallaxe wieder auf's erste Wahre zurück . . . Jedes Menschen Gedanken und Sinnesart hat was Magisches . . . Es wachsen täglich neue Beschwerden, und niemals mehr, als wenn man eine glaubt gehoben zu haben.

Gartenhäuschen, 13. Januar 1779.

Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Glender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit, das schönste der Gaben wird ihm ekel. Schwierigkeit, irdische Maschinen in Gang zu setzen, auch zu erhalten. Lehrbuch und Geschichte sind gleich lächerlich dem Handelnden. Aber auch kein stolzer Gebet als um Weisheit, denn diese haben die Götter ein für allemal den Menschen versagt. Klugheit teilen sie aus, dem Stier nach seinen Hörnern und der Raue nach ihren Klauen, sie haben alle Geschöpfe bewaffnet.

Gartenhäuschen, 8. April 1779.

Man tut unrecht, an dem Empfindens- und Erkennensvermögen der Menschen zu zweifeln: da kann

man ihnen viel zutrauen. Nur auf ihre Handlungen muß man nicht hoffen.

Gartenhäuschen, 14. Juli 1779.

Jedes Werk, was der Mensch treibt, hat, möcht' ich sagen, einen Geruch. Wie im groben Sinn der Reiter nach Pferden riecht, der Buchladen nach leichtem Moder und um den Jäger nach Hunden. So ist's auch im Feinern. Die Materie, woraus einer formt, die Werkzeuge, die einer braucht, die Glieder, die er dazu anstrengt, das alles zusammen gibt eine gewisse Häuslichkeit und Eh'stand dem Künstler mit seinem Instrument. Diese Nähe zu allen Saiten der Harfe, die Gewißheit und Sicherheit, womit er sie rührt, mag den Meister anzeigen in jeder Art . . . Den Punkt der Vereinigung des Mannigfaltigen zu finden, bleibt immer ein Geheimnis, weil die Individualität eines jeden darin besonders zu Räte gehn muß und niemanden anhören darf.

Gartenhäuschen, 7. August 1779.

Andre Zeiten, andre Sorgen. Stiller Rückblick aufs Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde der Jugend, wie sie überall herum-schweift, um etwas Befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen, dunklen, imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe. Wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen, wie eine Art von demütiger Selbstgefälligkeit durch alles geht, was ich damals schrieb. Wie kurzsinnig in menschlichen und göttlichen

Dingen ich mich umgedreht habe. Wie des Tuns, auch des zweckmäßigen Denkens und Dichtens so wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schatten-Leidenschaft gar viel Tage vertan, wie wenig mir davon zu Nutz kommen, und da die Hälfte nun des Lebens vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe wie einer, der sich aus dem Wasser rettet und den die Sonne anfängt, wohlthätig abzutrocknen . . . Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst so viel im Wege stehn. Lasse uns von Morgen zum Abend das Gehörige tun und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge. Daß man nicht sei wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfschmerz klagen und gegen Kopfschmerz brauchen und alle Abend zuviel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in Mund nehme, immer lichter in mir werden.

Gartenhäuschen, 26. März 1780.

Mannigfaltige Gedanken und Überlegungen, das Leben ist so geknüpft und die Schicksale so unvermeidlich. Wundersam! ich habe so manches getan, was ich jetzt nicht möchte getan haben, und doch, wenn's nicht geschehen wäre, würde unentbehrliches Gute nicht entstanden sein.

Gartenhäuschen, zwischen 3. u. 15. April 1780.

War sehr ruhig und bestimmt, die letzten Tage wenig eingezogen. Ich trinke fast keinen Wein. Und gewinne täglich mehr in Blick und Geschick zum tätigen

Leben. Doch ist mir's wie einem Vogel, der sich in Zwirn verwickelt hat; ich fühle, daß ich Flügel habe, und sie sind nicht zu brauchen. Es wird auch werden, indes erhol' ich mich in der Geschichte und tändle an einem Dram' oder Roman. Der Herzog wird täglich besser, nur ist's ein Übel, daß ein Prinz, der etwas angreifen will, nie in die Gelegenheit kommt, die Dinge im Alletagsgang von unten auf zu sehen. Er kommt manchmal dazu, sucht wohl, wo's fehlt, aber wie ihm zu helfen? Über die Mittel macht man sich klare Begriffe, wie man glaubt, und es sind doch nur allgemeine.

Gartenhäuschen, Mitte Mai 1780.

Die menschlichen Gebrechen sind rechte Bandwürmer, man reißt wohl einmal ein Stück los, und der Stock bleibt immer sitzen. Ich will doch Herr werden. Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist wert zu herrschen und kann herrschen . . . Was ich trage an mir und andern, sieht kein Mensch. Das beste ist die tiefe Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse, und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können.

Gartenhäuschen, 22. Juni 1780.

Meine Tage waren von Morgens bis in die Nacht besetzt. Man könnte noch mehr, ja das Unglaubliche tun, wenn man mäßiger wäre. Das geht nun nicht. Wenn nur jeder den Stein hübe, der vor ihm liegt. Doch sind wir hier sehr gut dran. Alles muß zulezt auf einen Punkt, aber ehrne Geduld, ein steinern Aushalten. Wenn's nur immer schön Wetter wäre. Wenn

die Menschen nur nicht so pover innerlich wären. Und die Reichen so unbehülflich.

Gartenhäuschen, 28. August 1780.

Früh im Stern spazierend überlegt, wo und an welchen Ecken es mir noch fehlt. Was ich dies Jahr nicht getan. Nicht zustande gebracht. Über gewisse Dinge mich so klar als möglich gemacht.

Gartenhäuschen, Ende Oktober 1781.

Täglich mehr Ordnung, Bestimmtheit und Konsequenz in allem . . . Glück durch Frau v. Stein.

Gartenhäuschen, 19. Januar 1782.

Jeder Stand hat seinen eignen Beschränkungsfreis, in dem sich Fehler und Tugenden erzeugen.

Jena, 25. Mai 1797.

Das Gesetz macht den Menschen,
Nicht der Mensch das Gesetz. —
Die große Notwendigkeit erhebt,
Die kleine erniedrigt den Menschen.

Weimar, Anfang Juli 1799.

Die Erfahrung nötigt uns gewisse Ideen ab. Wir finden uns genötigt, der Erfahrung gewisse Ideen aufzudringen.

Schleiz, 25. Mai 1807.

Chromatische Betrachtung und Gleichnisse. Lieben und Hassen, Hoffen und Fürchten sind auch nur

differente Zustände unsres trüben Inneren, durch welches der Geist entweder nach der Licht- oder Schattenseite hinsieht. Blicken wir durch diese trübe organische Umgebung nach dem Lichte hin, so lieben und hoffen wir; blicken wir nach dem Finstern, so hassen und fürchten wir. Beide Seiten haben ihr Anziehendes und Reizendes, für manche Menschen sogar die traurige mehr als die heitere. Man könnte diese Vergleichung auf eine anmutige Weise noch viel weiter fortsetzen.

Karlsbad, 22. Juli 1807.

Wir bemerken nicht, daß oft, wenn wir richtig sprechen, wir doch was Falsches sagen.

Auf der Fahrt von Karlsbad nach Maria-Kulm,
7. September 1807.

Es kommt darauf an, daß der Mensch immerfort an seine drei idealen Forderungen: Gott, Unsterblichkeit, Tugend erinnert und sie ihm möglichst garantiert werden.

Weimar, 15. März 1808.

Deutsche gehen nicht zugrunde wie die Juden, weil es lauter Individuen sind.

Karlsbad, 16. Juni 1808.

F r o n l e i c h n a m. Erst durch die Straßen, um das Aufbauen der Altäre zu sehen; dann in die Kirche, wo unter dem Hochamt die Arie aus der „Entführung aus dem Serail“ gesungen wurde: „Ich baue ganz auf deine Stärke.“

Weimar, 16. November 1808.

Betrachtungen über den Reflex von oben oder außen gegen das Untere und Innere der Dichtkunst, z. E. die Götter im Homer nur ein Reflex der Helden; so in den Religionen die anthropomorphistische Reflexe auf unzählige Weise. Doppelte Welt, die daraus entsteht, die allein Lieblichkeit hat, wie denn auch die Liebe einen solchen Reflex bildet. Und die „Nibelungen“ so furchtbar, weil es eine Dichtung ohne Reflex ist, und die Helden wie eherne Wesen nur durch und für sich existieren.

Jena, 2. August 1809.

Polarität des Glaubens und Hoffens. Hypothese, daß das Detail von Christi Leiden nach den gemeinen Umständen einer Hinrichtung nachempfunden und auf einen würdigen Mann angewendet sei.

Jena, 15. Mai 1810.

Fexe werden im Salzburgischen mehr oder weniger *imbecille Menschen* genannt. Alle Ortschaften an der Salza haben deren mehr oder weniger; in allen Familien befinden sich ihrer, auch unter den Kindern der Fremden, die dahin ziehen oder sich dahin verheiraten. Es gibt Stufen dieser Blödsinnigkeit, und deswegen werden dreierlei Arten von Fexen gezählt. Weltläufige, welche allenfalls umher nach der Residenz gehen können, um irgendein Geschäft zu verrichten; Revierige, welche bloß in dem Revier des Dorfes können zu Hirten oder sonst gebraucht werden; Unrevierige, welche nicht aus dem Hause

kommen und nicht die mindesten Fähigkeiten haben. Diese Menschen sind so häufig, daß gewisse Gewohnheitsrechte für sie hergebracht sind.

Auf der Reise nach Karlsbad, 18. Mai 1810.

Jeder, der eine Konfession schreibt, ist in einem gefährlichen Falle, lamentabel zu werden, weil man nur das Morbide, das Sündige bekennt und niemals seine Tugenden beichten soll.

Weimar, 29. November 1812.

Nach Tische Professor Riemer . . . Betrachtung über Schul- und Weltkenntnisse. Schwierige Verbindung derselben. Pedanterie, woher? Unempfänglichkeit der Deutschen. Produktive Annäherung eines jeden fast bis zum Wahnsinn gehend.

Weimar, 31. Januar 1813.

Riemer, über das übertriebene Lob, das man den Griechen beizulegen pflegt, deren Künste und Wissenschaften uns imponieren, daher wir auch ihre übrigen Handlungen und Verhältnisse als musterhaft anzusehen pflegen.

Würzburg, 8. Oktober 1814.

Schweizer Pädagogen-Familie¹⁾. Bemerkung, daß man, mit Kindern im Wirtshause anlangend, in Deutschland gut, in der Schweiz schlecht empfangen wird.

1) v. Türl von Iverdün.

Weimar, 6. Juni 1816.

Gut geschlafen und viel besser. Nahes Ende meiner Frau. Letzter fürchterlicher Kampf ihrer Natur. Sie verschied gegen mittag. Leere und Totenstille in und außer mir. Ankunft und festlicher Einzug der Prinzessin Ida und Bernhards. Hofrat Meyer. Riemer. Abends brillante Illumination der Stadt. Meine Frau um zwölf nachts ins Leichenhaus. Ich den ganzen Tag im Bett.

Jena, 7. April 1817.

Betrachtung über die subjektive Nachhilfe in den Wissenschaften. Naturgeschichte hilft sich durch die Causas finales, wodurch ihr kein Schade geschieht. Die Elementarchemie spricht ihre eigene Theorie aus und wird deswegen immer objektiver, besonders da sie nun Maß und Zahl den Uranfängen und ihren Verbindungen anpaßt. Die Physik dagegen ist am übelsten dran; die Mathematik fördert sie zwar, da diese aber bloß formell ist, so kann sie sich vor materiellen Irrthümern nicht schützen, ihre Hypothesen und Analogien sind versteckte Anthropomorphismen, Gleichnisreden und dergleichen. Dadurch glauben sie das Phänomen auszusprechen, anstatt daß sie sich um die Bedingungen bekümmern sollten, unter welchen es erscheint; da sie denn gar bald das Wahre mit den Händen greifen könnten.

Weimar, 13. Mai 1819.

Hofrat Meyer, über die mancherlei Tageschriften, woraus ersichtlich, daß nur jeder Meinung und Phrasen bei der bedeutenden Gelegenheit anbringen will.

Jena, 7. September 1820.

Vorbereitung, die Sonnenfinsternis zu sehen, in der Prinzessinnen Garten . . . Die Sonnenfinsternis trat ein und konnte gut beobachtet werden. Auf die Sternwarte, wo man den Austritt beobachtete.

Marienbad, 31. Juli 1821.

Das wunderbarste Nebel- und Wolkengebäude, das ich je gesehen.

Redwitz (Bayern), 15. August 1821.

Um 8 Uhr mit dem Sohne¹⁾ weggefahren; zuerst den Bach Cosslein zur Rechten, dann bei Brand über genanntes Wasser, den Berg hinauf einen schrecklichen Basaltweg, auf die Glashütte, wo siebzehn Menschen arbeiteten. Es werden große Fenstertafeln gefertigt; wir sahen die ganze Manipulation mit an, die wirklich furchtbar ist. Sie bliesen Walzen von 3 Fuß Höhe, in verhältnismäßigem Durchmesser. Diese ungeheuren Körper aufschwellen, glühend schwingen und wieder in den Ofen schieben zu sehen, je drei und drei Mann ganz nah nebeneinander, macht einen ängstlichen Eindruck. Dann weiß man die Walze, die erst unten rundlich geschlossen ist, mit immer fortgesetzter Erhitzung zu öffnen, daß Glocken daraus entstehen; diesen wird die Mühe genommen, die Walze selbst durch ein glühend Eisen getrennt, damit sie sich auseinandergebe, welches im Rühlofen geschieht. Das alles geschieht mit der zerbrechlichsten, glühend biegsamsten Masse, so takt- und schrittmäßig, daß

1) Sohn des Glashüttenbesizers Fitentischer.

man sich bald wieder beruhigt. Das Gefährliche mit Sicherheit ausgeübt, erregt eine bängliche Bewunderung; es fielen mir die Kunststreiter dabei ein. Dafür aber ist es auch die strengste Gilde, die nie ihren Handwerkszwang aufheben wird, noch kann: denn hier zeigt sich's, was einer versteht und vermag, es ist am Tage, wer Lehrling oder Meister sei. Sie sind sehr gut bezahlt, aber man fordert viel von ihnen. Man zeigte mir einen Arbeiter, der in seinem 28. Jahre noch nicht den Gesellenstand hatte erreichen können, und setzte hinzu: er werde niemals eintüchtiger Glasmacher werden. Auf meine Frage: was er anzufangen hätte, wenn er von diesem Handwerke abginge? versetzte man: es bliebe nichts übrig, als Tagelöhner zu werden, da ihm denn sein jetziger Lehrlingsstand einträglicher wäre.

Weimar, 14. Dezember 1823.

Über verschiedenes Vergangene, Geleistete, Genossene und Gelittene.

Weimar, 28. Februar 1824.

Vieles bei mir Liegende in der Stadt umhergeschickt und mich sonst von manchem losgemacht.

Weimar, 20. Juli 1824.

Die Schillersche Korrespondenz bis Ende 1796 durchgesehen. Die Bedeutung des Ganzen immer mehr erkannt.

Weimar, 19. Februar 1826.

Herr Kanzler v. Müller, politische Neuigkeiten durchgesprochen, sogar durchgeschertzt. Immer das beste, was man bei so großer Differenz der Ansichten und Meinungen tun kann.

Weimar, 20. Juli 1826.

Abends unter den Linden zugehoben dem Exercieren der Kinder.

Weimar, 1. August 1826.

Abends auf der Bibliothek und im Turm. An Reinlichkeit und Ordnung mich erfreut.

Weimar, 16. Dezember 1827.

Wurden früh vor Tagesanbruch Schillers Reliquien in der neuen fürstlichen Familiengruft niedergelegt.

Weimar, 25. Januar 1828.

Man suchte sich von vielem Zubringenden Luft zu machen.

Weimar, 19. Februar 1828.

Beschäftigungen der Kinder mit Maskenspielen. Speiste mit Wölfschen¹⁾ und fuhr fort, alles Nächste zu bedenken. Abends besuchten mich die Maskierten und stellten sich mit ganz wohl ausgeführten Torheiten dar. Ich blieb für mich und verlor den Faden meiner Arbeiten keineswegs.

1) Goethes Enkel.

Weimar, 29. Februar 1828.

Mittags die Kinder. Scherzhaft zum Schalltage eingeladen, damit sie sich einer solchen Epoche ihr ganzes Leben erinnern mögen.

Dornburg, 5. August 1828.

Paulus, Harmonie der Evangelisten. Merkwürdige Bemühung eines Mannes, der hiez zu sein ganzes Leben verwendet und die Überlieferung hiernach noch immer ein Problem bleibt.

Dornburg, 18. August 1828.

Vor Sonnenaufgang aufgestanden. Vollkommene Klarheit des Tales. Der Ausdruck des Dichters: h e i l i g e F r ü h e ward empfunden.

Weimar, 3. April 1829.

Wie schwer ist's, seinen Standpunkt zu kennen und in demselben original zu sein!

Weimar, 7. Juni 1829.

Mittags Dr. Eckermann. Gespräch über vielfache Beschäftigungen und Lektüren, welche sämtlich zur menschlichen wahren Bildung nichts beitragen.

Weimar, 12. Juli 1829.

Besuchte einige Stellen des Parks und erinnerte mich, was Baumgruppen betrifft, sowie die Beleuchtung der großen Massen, der allerbesten Arbeiten in diesem Fache. Merkwürdig waren mir einige auffallende, einzige, sogar malerische, aber nicht zu malende Effekte.

Weimar, 8. September 1829.

Etwas Ordnung gemacht, welche diese Tage her versäumt gewesen.

Weimar, 13. Januar 1830.

Mein Sohn kam später aus dem Schauspiel, indigniert über einige freilich sehr ungeschickte Darstellungen. Die guten Modernen wissen freilich nicht mehr, wonach sie greifen, noch welchem Heiligen sie sich widmen sollen.

Weimar, 14. Juni 1830.

Wölfchen las in dem ersten Band meiner Biographie und machte neckische Bemerkungen.

Weimar, 3. und 4. August 1830.

Erste Nachricht von dem Aufstand in Paris . . . Ich las die königlichen französischen Erlasse, welche die neuesten Bewegungen hervorbrachten. Es ist merkwürdig, den Vorabend großer Begebenheiten zu beachten.

Weimar, 4. September 1830.

Fünf Leipziger Studierende sangen ganz früh im Garten vor meinem Fenster. Ich verehrte durch Wolf jedem ein Exemplar von „Hermann und Dorothea“. Ihro Königliche Hoheit der Großherzog. Bedeutendes Gespräch über zeitgemäßes, würdiges Betragen eines Fürsten bei Veranlassung seiner vorhabenden Reise an den Rhein.

Weimar, 24. Dezember 1830.

Alles war beschäftigt mit Heiligenchrist-Angelegenheiten. Geben und Nehmen, Hoffen und Empfangen. Ich blieb für mich und rekapitulierte, was allernächst zu expedieren sei.

Weimar, 7. Januar 1831.

Merkwürdiges Nordlicht bei sehr hohem Barometerstande 28" 3^{'''}. Nach 8 Uhr zeigten sich die ersten Spuren des Nordlichtes, indem der Himmel im Norden sich rotgelb färbte. Nach und nach wurden die Nebelwolken rot, es bildete sich ein Bogen in weiter Ausdehnung von Nordosten bis Nordwesten; das Halbrund im Bogen war unten graugelb gefärbt, höher zeigte sich dasselbe immer gelber, bis an die Peripherie des Bogens beinahe ganz gelb. Sowie das Nordlicht das höchste Licht erreicht haben mochte, bemerkte man die schönsten und deutlichsten Strahlen in den nunmehr dunkel-karminrot gefärbten Nebelwolken, das Licht im Bogen wurde sehr helle, und man konnte am Ettersberge alles sehr deutlich unterscheiden. Im Süden, gleich hinter dem abgeschlossenen Bogen der Nebelwolken, war der Himmel dunkel-blaugrau gefärbt, die Sterne funkelten sehr hell und leuchtend. Gegen das Ende der Erscheinung verlor sich das schöne Rot der Wolken, das Gelb trat wieder ein, der Bogen verlor sich nach und nach gänzlich und der ganze Himmel war rein. Doch blieb da, wo das Nordlicht erschienen, eine lange Zeit nachher der Himmel noch gelb, und zwar in horizontalen Strahlen. Die Zeit der ganzen Erscheinung dauerte ungefähr eine gute Stunde.

Weimar, 16. Januar 1831.

Verschiedene Sendungen, von Düsseldorf eine Anzahl meist frömmelnder Bilder, die mich bis zum Lachen betrübten. Die Menschen versinken immer tiefer in Absurdität; es wäre jetzt Zeit für einen trefflich gebornen Künstler, wenn er als wahrhaft menschliches Kunstoriginal geboren würde und sich im stillen hartnäckig bildete. 's ist aber kaum möglich, denn der Mensch ist immer mehr oder weniger ein Organ seiner Zeit.

Weimar, 15. Februar 1831.

Er (Niemer) brachte bei Gelegenheit von Alexander v. Humboldts Gegenwart gewisse geologische Probleme zur Sprache. Ich sagte ihm meine Gedanken darüber; wenn man beim Auflösen der Probleme es den Menschen leicht macht, so hat man die Menge vor sich, und da zeigt sich denn die allgemeine Überzeugung. Es ist den Männern vom Fach nicht übel zu nehmen, wenn sie sich's bequem machen. Wenn man statt des Problems ein anderes hinsetzt, so denkt die gleichgültige Menge schon, es wäre ihr geholfen. Jeder sucht sich in seinem Fach zu sichern und läßt den andern auch zu, sich mit den andern zu befestigen. So habe ich mit Verwunderung in ihrem Fache sehr konsequente, verständige, vortreffliche Männer gesehen, wie sie in andern Fächern das Absurdeste zugaben und nur sorgten, daß man ihre Kreise nicht störe. Auch in den Wissenschaften ist alles ethisch, die Behandlung hängt vom Charakter ab.

Weimar, 19. Februar 1831.

Wir sind ja alle nur einzelne Personagen, die nach unseren Prämissen richtig oder falsch urteilen. Niemand ist von dem einen gewiß und vor dem andern sicher; man muß lange leben und zwischen diesen beiden zu einer Art von Sicherheit gelangen.

Weimar, 3. März 1831.

Hofrat Vogel. Interessantes Gespräch über die Unfähigkeit der Menschen, sich mit der einfachen Wahrheit zu befreunden, und ihre Neigung zu dem komplizierten Irrtum.

Weimar, 13. März 1831.

Wichtige Betrachtungen ins allgemeine und besondere. Frage, ob man sie nicht aus dem Stegreife diktieren und alsdann sekretieren sollte; was jetzt ganz unnütz zu sagen wäre, könnte denn doch einem genialen Nachfolger wie ein altes Glas Wein zu glücklicher Aufregung dienen. kamen die drei Kinder und waren nach ihrer Art dienstfertig und egoistisch, auch spaßhaft. Ich suchte Ordnung zu halten, soweit es meine Zustände erlaubten. Ich schärfte ein die Unterlage beim Siegeln eines Briefes, denn es begegnet mir oft, daß schöne Bände eines Buches durch unvorsichtige heiße Siegelung gänzlich verdorben oder ein Dedikationsexemplar verschändet wird. Ebenso geht es mit Hauptstellen eines Briefes, wo gerade das bezeichnende Wort schon im Voraus zerstört ist. Die leichtsinnige Übereilung der Menschen ist gar zu groß.

Weimar, 1. April 1831.

Zum Hören gehört freilich auch eine besondere Bildung.

Weimar, 16. Mai 1831.

Der junge Maler Preller zeigte sich. Kranken Aussehens, durch den widerwärtigen Schnurrbart noch unglücklicher aussehend. Leider deutet mir so fragenhaftes Äußere auf eine innere Verworrenheit. Wer sich in einer solchen unnützen Maskerade gefällt und sich zu den hergebrachten Formen nicht bequemen mag, der hat sonst was Schiefes im Kopfe; den Bayern mag's verziehen sein, dort ist's eine Art von Hofuniform.

Weimar, 11. Juni 1831.

Wenn man sich von dem Mikromegischen in der Natur genugsam durchdringen könnte, so würde man schon zu manchen Begriffen gelangen, allein das Kleine entwischt uns und das Große verblüfft uns, und so bleiben wir eben Menschenverstands-Philister, wie wir waren.

Weimar, 20. September 1831.

Mittag Wölfchen; dessen Geburtstagsdiner. Auch Dr. Edermann. Ich war mit meinen tieferen Naturbetrachtungen beschäftigt und konnte nur freundlich sein.

Weimar, 29. September 1831.

Ich las den Lykurg in Plutarchs Biographien und verwunderte mich, wie man einem solchen ganz unwahrscheinlichen Märchen einigen Glauben habe

schenken können . . . Das die Biographie Solons. Das sieht nun freilich schon menschlich-historischer aus und ist sogar naturgemäß grandios, daß einer zeitlebens will, die Menschen sollen sich untereinander regieren, und muß zuletzt noch Rabinettsrat eines Despoten werden, mit dem er von Jugend auf rivalisierte, um in seinem alten hohen Sinn nur einiges Gute zu bewirken.

Weimar, 16. Oktober 1831.

Mittag Dr. Eckermann. Manches Gute besprochen, besonders die glücklichen Augenblicke, wenn uns ein fruchtbares Gewahrwerden deutlich wird und wir nun unter dessen Leitung fortbeobachten und uns bilden.

Weimar, 7. November 1831.

Für mich höchst merkwürdiger Tag, als stiller Jahresfeier meines sechsundfünfzigjährigen Wirkens in Weimar.

Weimar, 7. Dezember 1831.

Nach Tische Wölfchen. Dessen Theaterleidenschaft scherzhaft beschwichtigt. Besieht man es genau, so findet sich, daß das Theater das einzige eigentlich Lebendige im bürgerlichen Leben ist, welches dadurch, daß es jeden Abend in sich selbst abschließt und am nächsten sich wie ein Phönix erneut, lebhaft wirkt und seine Wirkung gleich selbst wieder aufhebt, durch eine unübersehbare Mannigfaltigkeit den Geist beschäftigt und bei Anlasse zum Denken in den Zuschauern das Urtheil aufruft, reinigt und schärft.

Wölfchens Rezensionen sind deshalb sehr merkwürdig, weil er dieselben nicht anders als beurteilend aufnimmt, anstatt daß Walthers sich nach der Absicht des Dichters und Spielers zu leidenschaftlichem Anteil hinreißen läßt.

Weimar, 21. Dezember 1831.

Man muß jung und gewandt sein, um durch die widerwärtigsten Zustände hindurch zu kommen.

Weimar, 3. Januar 1832.

Streiten soll man nicht, aber das Entgegengesetzte faßlich zu machen, ist Schuldigkeit.

Weimar, 7. Januar 1832.

Salinendirektor Glend, seine bisherigen weitverbreiteten Arbeiten, Bohrversuche und praktisches Gelingen ausführlich vortragend. Merkwürdig fiel mir dabei wieder auf: daß tüchtig praktische Menschen von den theoretischen Irrthümern keineswegs gehindert werden, vorwärts zu gehen. Dieser wackere Mann spricht von der neumodischen Heberei und Sinkerei als von etwas ganz Bekanntem und merkt nicht, daß er nur von höher oder tiefer liegenden Gebirgsarten spricht. Auch braucht er ein teleologisches Argument mit Behagen, da er doch weiter nichts ausspricht als das, was da ist und was daraus erfolgt. Dies belehrt uns, in dem menschlichsten Sinne, tolerant gegen Meinungen zu sein, nur zu beobachten, ob etwas geschieht, und das übrige, was bloß Worte sind, guten und vorzüglichen Menschen ruhig nachzusehen.

Weimar, 9. Januar 1832.

Es ist doch immer das Erfreulichste, wenn man die ältesten Freunde, mit denen man im Zwischenleben wohl divergierte, am Schlusse wieder sich gegeneinander neigen sieht. Man kommt niemals soweit mit ihnen auseinander als mit den Späterzeitigen.

Weimar, 11. Februar 1832.

Wundersame Betrachtungen über das Bahnwerden bei Gelegenheit eines alten und jungen fossilen Elefantenzahns. Ingleichen bei zufälliger Betrachtung von Fischköpfen. Es ist immer wieder das alte, tausendmal ausgesprochene und doch nicht auszusprechende Märchen.

Weimar, 16. März 1832.

Den ganzen Tag wegen Unwohlseins im Bette zugebracht.

Goethe im Gespräch

Goethes mündliche Äußerungen sind nicht geringer einzuschätzen als seine schriftlichen. Goethe selbst hat das gesprochene Wort als der Seele Bild bezeichnet. Die Größe seiner menschlichen Existenz machte sich im persönlichen Verkehr besonders geltend. Er selbst war mehr als alle Äußerungen seines Geistes. Kanzler von Müller berichtet: „Alles, was seine Schriften an Geist und hinreißender Darstellungsgabe enthalten, wird durch die Liebenswürdigkeit seiner persönlichen Mitteilungen noch weit überboten.“ In seinen Gesprächen redet Goethe als Mensch zu Menschen — der Lebenskünstler und Edelmann steht hier in seiner lebenspendenden Kraft vor uns. Goethe war kein müßiger Schwärzer. Sorgsam wußte er seine Worte abzuwägen und sie immer der Situation anzupassen. Über die höchsten Dinge des Lebens hat er sich gern unterhalten und die Eckermann, Soret, Riemer, Kanzler von Müller, J. Falk, Sulpiz Boisseree willig in seine innerste Schatzkammer schauen lassen. Was Goethe mit Karl August, Herder, Wieland, Schiller, Heinrich Meyer und Belter gesprochen hat, ist leider nicht aufgezeichnet worden. Die grundlegende Sammlung Goethischer Gespräche hat Woldemar von Biedermann (Leipzig, 10 Bände) geschaffen. Eckermanns Gespräche mit Goethe sind wiederholt gedruckt worden. In mustergültiger Fassung hat sie neuerdings H. H.ouben bei F. A. Brockhaus herausgegeben. Eine Sammlung „Goethe im Gespräch“ (mit Ausschluß von Eckermann) ist im Inselverlag erschienen. Herausgeber sind Franz Deibel und Friedrich Gundelfinger. Gespräche waren für Goethe nicht nur Unterhaltungsbedürfnis, sondern ein produktives Schaffen. Der Drang des Augenblicks hat manchen goldenen Gedanken geboren. Wenn uns die Gespräche auch nur mittelbar und oft — besonders bei Falk — nicht völlig unparteiisch überliefert worden sind, so atmen sie doch durchweg den echten Geist ihres Schöpfers. In der hier folgenden Auswahl sind alle Äußerungen u b e r Goethe zurückgestellt worden. Unsere kleine Sammlung will das Gehaltvollste der Worte Goethes zu einem einheitlichen Bilde vereinigen. Ohne die mündlichen Äußerungen wäre das Bild des Menschen Goethe nicht vollständig.

Mit Jung-Stilling.

19. September 1770.

„Probier erst einen Menschen, ob er des Spottes wert sei. Es ist teuflmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der keinen beleidigt hat, zum besten zu haben.“

Mit Johann Kaspar Lavater.

Ende Juni 1774.

In ziemlich großer Gesellschaft sagte mir Goethe einst: „Sobald man in Gesellschaft ist, nimmt man vom Herzen den Schlüssel ab und steckt ihn in die Tasche — die, welche ihn stecken lassen, das sind Dummköpfe.“

Mit Sigismund Gottfried Dietmar.¹⁾

24. Juli 1786.

„So wahr und gut es wäre, den Kindern frühzeitig Geographie zu lehren, so bin ich doch der Meinung daß man mit den nächsten Umgebungen der bildenden Natur zuerst anfangen müßte. Alles, was auf ihre Augen und Ohren Eindruck macht, erregt ihre Aufmerksamkeit. Sonne, Mond und Sterne, Feuer, Wasser, Schnee, Eis, Wolken, Gewitter, Tiere, Pflanzen und Steine sind die besonders wirksamsten Eindrücke auf das kindliche Gemüt. Kinder haben Mühe, die von Menschen gebildeten Formen von den natürlichen Gestalten zu unterscheiden, und es wäre nicht zu verwundern, wenn sie den Vater fragen, wie machst du die Bäume? . . . Die ganze Theorie des Anstandes läßt sich auf den unsichern

1) Dietmar war Lehrer an der von Salzmann gegründeten Erziehungsanstalt in Schnepfenthal bei Gotha.

Grund des Vorurtheils zurückführen. Es gibt allerdings Situationen des Lebens, in welchen das Herz beredt und der Mund verschwiegen ist. Ja das erstere ist sogar in Furcht, seine kleinen, aber heftigen Bewegungen zu verraten, und, um nicht in diese Gefahr zu kommen, wählt das furchtsame Herz die Verschwiegenheit oder sucht die Unterhaltung auf gleichgültige, fremde Dinge zu leiten.“

Mit Caroline Herder.

4.—8. September 1788.

Goethe sagte neulich einmal: „Man reist ja nicht, um anzukommen, sondern um zu reisen.“

Mit Knebel.

5. Februar 1789.

Ich war gestern den meisten Theil des Abends bei Goethe. Den Unterschied der Schönheit als Vollkommenheit eines Ganzen und als Vollkommenheit eines scheinbaren Ganzen erkannte er nicht nur, sondern sagte auch darüber noch mehrere sehr richtige Sachen. Schönheit der Natur ist Vollkommenheit des Ganzen, zu einer anschaulichen Kenntniss gebracht; Schönheit der Kunst ist gleichsam der Anblick des Vollkommenen, in der Seele des Künstlers zur Gestalt gereift und durch innere Kraft wieder zur Gestalt wirkend. Die erste Schönheit besteht in Ordnung und Gesetzen der Natur, soweit sie übereinstimmend erkannt werden; die Schönheit des Künstlers gründet sich auf dieselbe Ordnung, aber sie wirkt stärker auf die Sinneskräfte und äußert sich auf die Art und Weise, wie der Künstler jene aufzunehmen und darzu-

stellen vermag. Beiderlei Arten mischen sich in der Seele; die letzte allein bestimmt den Wert des Künstlers.

Mit Caroline Herder.

8. Februar 1789.

Mit Goethe habe ich mich am Montage über die Leonore im „Pater Brey“ ausgesprochen. Ich frug ihn, ob ich diese Person so ganz gewesen wäre? „Beileibe nicht!“ sagte er: ich solle nicht so deuten. Der Dichter nehme nur soviel von einem Individuum, als notwendig sei, seinem Gegenstand Leben und Wahrheit zu geben, das übrige hole er ja aus sich selbst, aus dem Eindruck der lebenden Welt. Und da sprach er gar viel Schönes und Wahres darüber. Auch, daß wir den „Tasso“, der viel Deutendes über seine eigene Person hätte, nicht deuten dürfen, sonst wäre das ganze Stück verschoben.

Mit Schiller.

Ende Mai 1795.

Der Roman, sagt er, fordert Gefinnungen und Begebenheiten, das Drama Charakter und That. Im Roman darf der Zufall mithandeln, aber der Mensch muß dem Zufall eine Form zu geben suchen. Im Drama muß das Schicksal herrschen und dem Menschen widerstreben uff.

Mit Böttiger.¹⁾

1795 (?).

„Beim erneuerten Studium Homers empfinde ich (Goethe) erst ganz, welches unnennbare Unheil der jüdische Praß uns zugefügt hat. Hätten wir die Sodomitereien und ägyptisch-babylonischen Grillen nie kennen lernen, und wäre Homer unsere Bibel geblieben, welch eine ganz andre Gestalt würde die Menschheit dadurch gewonnen haben!“

Mit Wieland und Heinrich Meyer.

28. oder 29. Dezember 1797.

„Die Künstler sind wie die Sonntagskinder; nur sie sehen Gespenster. Wenn sie aber ihre Erscheinung erzählt haben, so sieht sie jedermann.“

Mit Heinrich Eberhard Gottlob Paulus.²⁾

In den neunziger Jahren.

Goethe sagte oft wünschend und hoffend: „Je mehr man sich an dem Spekulieren über das Übermenschliche trotz aller Warnungen Rants vergeblich abgemüht haben wird, desto vielseitiger wird dereinst das Philosophieren zulezt auf das Menschliche, auf das geistig und körperlich Erkennbare der Natur gerichtet und dadurch eine wahrhaft so zu benennende Naturphilosophie erfaßt werden.“

1) Der Archäologe Karl August Böttiger (1760—1835) ist „Ubique“ im Briefwechsel Goethe-Schiller.

2) Paulus (1761—1851) war rationalistischer Theologe und ein Segner der romantischen Philosophie.

„Wer nicht das Mechanische vom Handwerk kennt, kann nicht urtheilen: den Meister kann niemand und den Gesellen nur der Meister meistern.“

„Es ist so gefährlich, in die Ferne sittlich zu wirken. Spricht man mit einem Freund, so fühlt man seine Lage und mildert die Worte nach dem Augenblick. Entfernt spricht man nicht recht oder trifft nicht zur rechten Zeit.“

„Die große Notwendigkeit erhebt, die kleine erniedrigt den Menschen.“

„Fast bei allen Urtheilen (in der deutschen Literatur) waltet nur der gute oder böse Wille gegen die Poeten, und die Frage des Parteigeistes ist mir mehr zuwider als irgendeine andere Kritikatur.“

„Ein Glück ist's, daß jedem nur sein eigener Zustand zu behagen braucht.“

„Wenn man nicht immer in der Welt lebt, so sieht man sie anfangs wieder mit verwunderten Augen an, und so gut man sie kennt, machen einen die neuen Erscheinungen wieder auf kurze Zeit aufmerksam, bis man denn das alte plumpe Märchen wieder bald gewahr wird.“

„Ich sehe immer mehr, daß jeder nur sein Handwerk ernsthaft treiben und das übrige alles lustig nehmen soll. Ein paar Verse, die ich zu machen habe, interessieren mich mehr als viel wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß gestattet ist, und wenn ein jeder das gleiche tut, so wird es in der Stadt und im Hause wohl stehen.“

„Man ist in einem gewissen Alter an einen gewissen Ideengang gewöhnt; das Neue, was man sieht, ist nicht neu und erinnert mehr an unangenehme als angenehme Verhältnisse, und ganz vorzügliche Gegenstände begegnen einem doch selten.“

„Einer Gesellschaft von Freunden harmonische Stimmung zu geben und manches aufzuregen, was bei den Zusammenkünften der besten Menschen so oft nur stockt, sollte von Rechts wegen die beste Wirkung der Poesie sein.“

„Die Gelehrsamkeit auf dem Papier und zum Papier hat gar zu wenig Reiz für mich. Man glaubt nicht, wieviel Totes und Tötendes in der Wissenschaft ist, bis man mit Ernst und Trieb selbst hineinkommt, und durchaus scheint mir die eigentlich wissenschaftlichen Menschen mehr ein sophistischer als ein wahrheitsliebender Geist zu beleben. Doch es mag jeder sein Handwerk treiben.“

„Die Hausgenossenschaft hat das eigene, daß sie wie eine Blutsverwandtschaft zum Umgang nötigt, da man gute Freunde seltener sieht, wenn man sich erst sie zu besuchen oder einzuladen entschließen soll.“

Mit Riemer.

29. Januar 1804 und später.

„Die Weiber, auch die gebildetsten, haben mehr Appetit als Geschmack. Sie möchten lieber alles ankosten, es zieht sie das Neue an. Sie unterscheiden nicht zwischen dem, was anzieht, was gefällt, was man billigt, sie werfen das alles in eine Masse. Was nur nicht gegen ihren konventionellen Geschmack anstößt: es mag noch so hohl, leer, leicht, schlecht sein:

es gefällt. Es mißfällt ihnen aber oft etwas, was bloß gegen diese ihre Konvention anstößt, sei es an sich noch so vortrefflich.“

„Es schrieb jemand eine Abhandlung, worin er zeigte, daß Sophokles ein Christ gewesen. Das ist keineswegs zu verwundern, aber merkwürdig, daß das ganze Christentum nicht einen Sophokles hervorgebracht.“

„Bloß die Naturwissenschaften lassen sich praktisch machen und dadurch wohlthätig für die Menschheit. Die abstrakten der Philosophie und Philologie führen, wenn sie metaphysisch sind, ins Absurde der Möncherei und Scholastik; sind sie historisch, in das Revolutionäre der Welt- und Staatsverbesserung.“

„Die Liebe ist eine Konversationsbrille, aber nur für den Gegenstand, den man damit betrachtet, nicht für uns.“

Mit Heinrich Voß

Anfang Mai 1805.

In der letzten Krankheit Schillers war Goethe ungemein niedergeschlagen. Ich habe ihn einmal in seinem Garten weinend gefunden; aber es waren nur einzelne Tränen, die ihm in den Augen blinkten. Sein Geist weinte, nicht seine Augen; und in seinen Blicken las ich, daß er etwas Großes, Überirdisches, Unendliches fühlte. Ich erzählte ihm viel von Schiller, das er mit unnennbarer Fassung anhörte. „Das Schicksal ist unerbittlich, und der Mensch wenig!“ Das war alles, was er sagte; und wenige Augenblicke nachher sprach er von heitern Dingen.

Mit Riemer.

August 1805 (?).

„Die Natur hat offenbar gewollt, daß wir nicht eben unsre körperlichen Kräfte in dem Grade des natürlichen Zustandes erhalten sollten, daß wir schwächer werden sollten, ohne doch darum einzubüßen; denn sie hat uns in der menschlichen Gesellschaft, im Zusammenleben und in der Gewalt des Verstandes eine Stärke zubereitet, die alle Stärke der wildesten Tiere übertrifft. Und gewisse Operationen des Geistes gelingen nicht anders als bei einer zarteren Organisation.“

Mit Riemer.

16. Januar 1806.

„Der Mensch, wenn er wider Willen von einer Maxime, Art zu sein oder zu handeln, lassen soll und zur entgegengesetzten, bisher von ihm gehaßten, übergehen, muß erst von dieser einigen sichtlichen Vorteil, der den Schaden durch den Verlust jener überwiegt, erhalten haben, ehe er ihr ganz von Herzen beitrifft und mit ihr eins wird.“

Mit Riemer.

April 1806.

„Es gibt Tugenden, die man, wie die Gesundheit, nicht eher schätzt, als bis man sie vermißt; von denen nicht eher die Rede ist, als wo sie fehlen; die man stillschweigend voraussetzt; die dem Inhaber nicht zugute kommen, weil sie in einem Leiden, in der Geduld bestehen. Sie scheinen, wo sie sind, nur aus einer Abwesenheit von Kraft und Tätigkeit zu bestehen, und sie sind die höchste Kraft, nur nach innen gewandt und zur Abwehr äußeren Unglimpfs, nur als Gegen-

druck gebraucht. Hammer zu sein, scheint jedem rühmlicher und wünschenswerter als Amboß, und doch, was gehört nicht dazu, diese unendlichen, immer wiederkehrenden Schläge auszuhalten.“

Mit Riemer.

10. Mai 1806.

„Es ist lächerlich, wenn die Philister sich der größern Verständigkeit und Aufklärung ihres Zeitalters rühmen und die frühern barbarisch nennen. Der Verstand ist so alt wie die Welt, auch das Kind hat Verstand: aber er wird nicht in jedem Zeitalter auf gleiche Weise und auf einerlei Gegenstände angewendet. Unser Zeitalter wendet seinen ganzen Verstand auf Moral und Selbstbetrachtung; daher er in der Kunst und wo er sonst noch tätig sein und mitwirken muß, fast gänzlich mangelt. Die Phantasie wirkte in frühern Jahrhunderten ausschließend und vor, und die übrigen Seelenkräfte dienten ihr; jetzt ist es umgekehrt, sie dient den andern und erlahmt in diesem Dienst. Die frühern Jahrhunderte hatten ihre Ideen in Anschauungen der Phantasie; unseres bringt sie in Begriffe. Die großen Ansichten des Lebens waren damals in Gestalten, in Götter gebracht; heutzutage bringt man sie in Begriffe. Dort war die Produktionskraft größer, heute die Zerstörungskraft, oder die Scheidekunst.“

Mit Heinrich Luden.¹⁾

19. August 1806.

„In der Poesie gibt es keine Widersprüche. Diese sind nur in der wirklichen Welt, nicht in der Welt der

1) Der Historiker Luden (1780—1847) war damals Professor in Jena.

Poesie. Was der Dichter schafft, das muß genommen werden, wie er es geschaffen hat. So wie er seine Welt gemacht hat, so ist sie. Was der poetische Geist erzeugt, muß von einem poetischen Gemüt empfangen werden. Ein kaltes Analysieren zerstört die Poesie und bringt keine Wirklichkeit hervor. Es bleiben nur Scherben übrig, die zu nichts dienen und nur inkommodieren. . . . Und wenn Sie nun auch alle Quellen zu klären und zu durchforschen vermöchten: was würden Sie finden? Nichts anderes als eine große Wahrheit, die längst entdeckt ist, und deren Bestätigung man nicht weit zu suchen braucht; die Wahrheit nämlich, daß es zu allen Zeiten und in allen Ländern miserabel gewesen ist. Die Menschen haben sich stets geängstigt und geplagt; sie haben sich untereinander gequält und gemartert; sie haben sich und anderen das bißchen Leben sauer gemacht, und die Schönheit der Welt und die Süßigkeit des Daseins, welche die schöne Welt ihnen darbietet, weder zu achten noch zu genießen vermocht. Nur wenigen ist es bequem und erfreulich geworden; die meisten haben wohl, wenn sie das Leben eine Zeitlang mitgemacht hatten, lieber hinauscheiden als von neuem beginnen mögen. Was ihnen noch etwa einige Anhänglichkeit an das Leben gab oder gibt, das war und ist die Furcht vor dem Sterben. So ist es; so ist es gewesen; so wird es wohl auch bleiben. Das ist nun einmal das Los der Menschen. Was brauchen wir weiter Zeugnis? . . . Die Menschheit? Das ist ein Abstraktum. Es hat von jeher nur Menschen gegeben und wird nur Menschen geben. . . . Der Dichter schafft seine Welt frei,

nach seiner eigenen Idee, und darum kann er sie vollkommen und vollendet hinstellen, der Historiker ist gebunden; denn er muß seine Welt so aufbauen, daß die sämtlichen Bruchstücke hineinpassen, welche die Geschichte auf uns gebracht hat. Deswegen wird er niemals ein vollkommenes Werk liefern können, sondern immer wird die Mühe des Suchens, des Sammelns, des Flickens und Leimens sichtbar bleiben.“

Mit Riemer.

November 1806.

„Wenn Paulus sagt: ‚Gehorchet der Obrigkeit, denn sie ist GottesOrdnung‘, so spricht dies eine ungeheure Kultur aus, die wohl auf keinem früheren Wege als dem christlichen erreicht werden konnte: eine Vorschrift, die, wenn sie alle Überwundenen jetzt beobachteten, diese von allem eigenmächtigen und unbilligen, zu ihrem eigenen Verderben ausschlagenden Verfahren abhalten würde.“

Mit Riemer.

7. November 1806.

„Bücher werden jetzt nicht geschrieben, um gelesen zu werden, um sich daraus zu unterrichten und zu belehren, sondern um rezensiert zu werden, damit man wieder darüber reden und meinen kann, so ins Unendliche fort. Seitdem man die Bücher rezensiert, liest sie kein Mensch außer dem Rezensenten, und der auch so so. Es hat aber jetzt auch selten jemand etwas Neues, Eigenes, Selbstgedachtes und Unterrichtendes, mit Liebe und Fleiß Ausgearbeitetes zu sagen und mitzuteilen, und so ist eins des andern wert.“

Mit Riemer.

20. November 1806.

„Der Streit, ob die männliche Schönheit in ihrer Vollkommenheit oder die weibliche in ihrer Art höher stehe, kann nur aus der größeren oder geringeren Annäherung der männlichen oder der weiblichen Form an die Idee geschlichtet werden. Nun reicht die männliche aber mehr an die Idee, denn in ihr hört das Reale auf; des Mannes Bildung geht offenbar über die des Weibes hinaus und ist keineswegs die vorletzten Stufe usw.“

Mit Riemer.

11. Dezember 1806.

„Die Nationen lassen sich auch mit Pflanzen, ihren Blüten und Früchten vergleichen. Die untern Stände sind die Kötyledonen und die daraus sich entwickelnden ersten Stengelblätter; die höhern Stände und die Kulturen derselben repräsentieren die ferneren Blätter, Blüten, Früchte. Hier öffnet sich ein weites und artiges Feld für die Runge'sche¹⁾ allegorisch-symbolisch-mystische Pflanzenmetamorphose.“

Mit Riemer.

13. Dezember 1806.

„Der Krieg ist in Wahrheit eine Krankheit, wo die Säfte, die zur Gesundheit und Erhaltung dienen, nur verwendet werden, um ein Fremdes, der Natur Ungemäßes, zu nähren.“

1) Otto Philipp Runge (1777—1810) ist als Maler, Zeichner und Schriftsteller aus dem romantischen Kreise bekannt geworden. Seine Pflanzenmetamorphose erstrebt eine Umdeutung der organischen Naturwelt ins Reich des Menschlichen.

Mit Riemer.

3. Februar 1807.

„Außerordentliche Menschen, wie Napoleon, treten aus der Moralität heraus. Sie wirken zuletzt wie physische Ursachen, wie Feuer und Wasser.“

„Ja, schon jeder, der aus der Subordination heraustritt — denn die ist das Moralische —, ist insofern unmoralisch.“

„Wer von seinem Verstande zum Schaden andrer Gebrauch macht, oder diese auch nur dadurch einschränkt, ist insofern unmoralisch.“

„Jede Tugend übt Gewalt aus, wie auch jede Idee, die in die Welt tritt, anfangs tyrannisch wirkt.“

Mit Riemer.

19. März 1807.

„Man wird sich dessen, was man hat oder nicht hat, ist oder nicht ist, erst am Gegenteile von diesem bewußt oder inne. Darum werden so viele Menschen durch die Erscheinung eines neuen, fremden Menschen in der Gesellschaft beunruhigt. Er entdeckt ihnen, was sie nicht haben, und dann hassen sie ihn, oder er entdeckt ihnen durch sein Gegenteil, was sie haben, und so verachten sie ihn wieder. Ist er besonders höflich und galant, so ist er den Groben zuwider; ist er grob, so ist er den Höflichen und im Grunde allen zuwider; und so durch alles durch.“

Mit Riemer.

Juni 1807.

„Die Welt ist wie ein Strom, der in seinem Bette fortläuft, bald hier, bald da zufällig Sandbänke ansetzt und von diesen wieder zu einem andern Wege genötigt wird. Das geht alles so hübsch und bequem

und nach und nach; dagegen die Wasserbaumeister eine große Not haben, wenn sie diesem Wesen entgegenarbeiten wollen.“

„Man ist sehr übel dran, daß man den Ärzten nicht recht vertraut und doch ohne sie sich gar nicht zu helfen weiß.“

„Wir sind nicht darauf eingerichtet, das Leben zu verlassen, wenn es nichts mehr wert ist, und da muß derjenige immer noch gepriesen werden, der es als erträglich haltbar verspricht.“

Mit Riemer.

August 1807.

„Der Mann soll gehorchen, das Weib soll dienen. Beide streben nach der Herrschaft. Jener erreicht sie durch Gehorchen, diese durch Dienen. Gehorchen ist *dicto audientem esse*; dienen heißt zuvorkommen. Jedes Geschlecht verlangt von dem andern, was es selbst leistet, und erfreut sich dann erst: der Mann, wenn ihm das Weib gehorcht (was er selbst tut und tun muß); das Weib, wenn ihr der Mann dient, zuvorkommt, aufmerksam, galant (und wie es heißen mag) ist. So tauschen sie in der Liebe ihre Rollen um; der Mann dient, um zu herrschen, das Weib gehorcht, um zu herrschen.“

Mit Riemer.

25. November 1807.

„Was die Menschen bei ihren Unternehmungen nicht in Anschlag bringen und nicht bringen können, und was da, wo ihre Größe am herrlichsten erscheinen sollte, am auffallendsten waltet — der Zufall nachher

von ihnen genannt —, das ist eben Gott, der hier unmittelbar mit seiner Allmacht eintritt und sich durch das Geringsfügigste verherrlicht.“

Mit Riemer.

27. August 1808.

„Der Charakter ist eine psychische Gewohnheit, eine Gewohnheit der Seele, und seinem Charakter gemäß handeln, heißt seinen physischen und geistigen Gewohnheiten gemäß handeln; denn diese sind ihm allein bequem, und nur das Bequeme gehört uns eigentlich an. Wer nicht nachgibt, ob er schon einsieht, daß der andere recht hat, heißt ein trotziger Charakter. Es wird ihm aber leichter, nicht nachzugeben (wie es mancher gewohnt ist, mit der linken Hand alles zu tun, was vielen schwer deucht), es ist seine Gewohnheit. Man muß Gewohnheit aber so verstehen: wir können uns eigentlich nichts angewöhnen, nichts, was nicht eigentlich schon unser wäre; es ist nur das Wiederholen des ersten ursprünglichen Tuns, und der Charakter ist eigentlich v o r aller Gewöhnung und Gewohnheit. Er erscheint uns nur als Gewohnheit; denn wir müssen etwas wiederkehren sehen, wenn wir wissen sollen, daß es da ist, und diese Wiederkehr, dieses Wiederholen des ersten und einen heißen wir Gewohnheit.“

Mit W. v. Humboldt und Riemer.

3. Dezember 1808.

„Licht, wie es mit der Finsternis die Farbe wirkt, ist ein schönes Symbol der Seele, welche mit der Materie den Körper bildend belebt. So wie der Purpurglanz der Abendwolke schwindet und das

Grau des Stoffes zurückbleibt, so ist das Sterben des Menschen. Es ist ein Entweichen, ein Erblaffen des Seelenlichtes, das aus dem Stoffe weicht. Daher sehe ich keinen Toten. Alle meine gestorbenen Freunde sind mir so verblichen und verschwunden, und das Scheinbild von ihnen bleibt mir noch im Auge.“

Mit Riemer.

20. Februar 1809.

„Der Witz setzt immer ein Publikum voraus. Darum kann man den Witz auch nicht bei sich behalten. Für sich allein ist man nicht witzig. Alle andern Empfindungen genießt man für sich allein: Liebe, Hoffnung usw. — Der Witz wird immer für ein Anzeichen eines kalten Gemüts gehalten; er ist nur das eines besonnenen, freien, schwebenden, das sich von den Gegenständen losmachen kann. (Daher sagt man, daß er niemandes, auch des Freundes, nicht schone.) Der Witz gehört unter den Spieltrieb. Das Spiel offenbart die große Freiheit des Geistes. Das Spiel will nicht die Realität, sondern den Schein. Der Schein ist mit der Idee nahe verwandt. Er ist gleichsam das Bild, das Gemälde von der Idee. Ja, er ist die Idee selbst mit dem *Minimo* von Realität verkörpert oder daran offenbart.“

Mit Riemer.

5. März 1809.

Goethe bemerkte: „Beständiger Ernst hat zum Vorteil, daß er dann und wann auch recht lustig wird und so zu einem Gipfel kommt. Beständige Lustigkeit kann dem Fall nicht entgehen, daß sie auch manch-

mal in Verzweiflung und Miskmut gerät. Eine stille, ernsthafte Frau ist übel dran mit einem lustigen Manne. Ein ernsthafter Mann nicht so mit einer lustigen Frau.“

Mit Riemer u. Karl Ludwig Raaz.¹⁾

9. Juli 1809.

Mittags mit Goethe und Raaz ganz allein zu Tische. Nach Tisch. Goethe äußerte: „Die Willkür des Genies läßt sich gar nicht bestimmen und abmessen. Genie kann im Schönen und Vollkommenen verbleiben, oder darüber hinausgehen ins Absurde. Man könnte ein solches Genie, das innerhalb des Schönen bleibt, ein moralisches nennen, weil es eben das tut, was das moralische Wesen tut, innerhalb der Pflicht oder des moralischen Gesetzes zu verbleiben. Die andern, insofern unmoralische, wohl-gemerkt! nicht unsittliche. Es ist das *tertium comparationis* hier nur dies, daß beide in einem gewissen Maße, auf einer gewissen Mitte bestehen. Und so wie die Menschen gewöhnlich mehr sittliche Ange-heuer bewundern und anstaunen als wahrhaft Sitt-liche, so auch mehr das extravagante Genie, das sich im Absurden gefällt, als das, welches im Schönen verbleibt.“

Mit Riemer.

18. August 1809.

„Die Menschen sind immer bei beschränkten Mitteln noch beschränkter als die Mittel, die ihnen zu Gebote stehen, deswegen man sich immer gefallen

1) Landschaftsmaler Raaz (1776—1810) aus Dresden war besuchsweise in Goethes Hause.

lassen muß, daß, wenn man mit andern und durch andere zu wirken hat, immer das Minimum von Effekt hervorgebracht wird.“

„Es geht im kleinen wie im großen. Folge! Das einzige, wodurch alles gemacht wird und ohne das nichts gemacht werden kann, warum läßt sie sich so selten halten? Warum so wenig durch sich selbst und andere hervorbringen?“

Mit Riemer.

15. Januar 1810.

„Verstand und Vernunft sind ein formelles Vermögen: das Herz liefert den Gehalt, den Stoff.

Wenn man die Männer als Verstand und Vernunft ansehen kann, so sind sie Form; die Weiber, als Herz, sind Stoff.“

Mit Riemer.

27. April 1810.

Mittags mit Goethe über moralische Erzählungen in Stanzas; Inhalt, Form, Reime. Goethe äußerte: „Den Menschen ist nur mit Gewalt oder List etwas abzugewinnen. Mit Liebe auch, sagt man; aber das heißt auf Sonnenschein warten, und das Leben braucht jede Minute.“

Mit Riemer.

3. Juli 1810.

Abends nach Tische. Nihil contra Deum, nisi Deus ipse. „Ein herrliches Dictum, von unendlicher Anwendung. Gott begegnet sich immer selbst; Gott im Menschen sich selbst wieder im Menschen. Daher keiner Ursache hat, sich gegen den größten gering zu

achten. Denn wenn der größte ins Wasser fällt und nicht schwimmen kann, so zieht ihn der ärmste Hallore heraus.“

Mit Riemer.

5. August 1810.

„Der Mensch kann nicht lange im bewußten Zustande oder im Bewußtsein verharren; er muß sich wieder ins Unbewußtsein flüchten, denn darin lebt seine Wurzel.“

Mit Riemer.

9. August 1810.

„Gott nur ist moralisch, kein Mensch ist es vis-à-vis von sich; man ist es nur gegen andere, denn niemand kann sich selbst subordinieren. Gott erzeigt uns die Ehre, uns für etwas gelten zu lassen, und nur im Fall der höchsten Not sich der Subordinierung zu entziehen, um sich selbst zu erhalten.“

Mit Riemer.

13. August 1810.

„Es kommt mir nichts so teuer vor als das, wofür ich mich selbst hingeben muß.“

„Die Eitelkeit ist ohngefähr das, was beim Essen der gute Appetit ist: das Wohlschmecken, das Innewerden des Genusses. Ohne diesen frißt man sich nur voll wie das Tier!“

Mit Riemer.

1. September 1810.

„Eigentlich ist es nur des Menschen, gerecht zu sein und Gerechtigkeit zu üben, denn die Götter lassen alle gewähren, ihre Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte; der Mensch allein geht nach

Würdigkeit, nach Verdienst aus. Es soll niemand genießen, was besser ist als er; er muß erst desselben wert, d. h. ihm gleich sein.“

Mit Sulpiz Boisserée.

4. Mai 1811.

Nachher kamen wir auf die Philosophie, auf Deutschland, auf unsere Ausichten, auf deutsche Bildung zu sprechen. Er sagte: „Sie glauben nicht: für uns Alte ist es zum Tollwerden, wenn wir da so um uns herum die Welt müssen vermodern und in die Elemente zurückkehren sehen, daß, weiß Gott wann, ein neues daraus erstehe!“ „Und doch“, sagte ich, „ist es noch der einzige Trost, daß wir Jungen, als Leichenträger, gleichsam das Bessere, was in der Pest noch übrig bleibt, die alten Schätze der Bildung, zu retten suchen und mit der Zeit, vielleicht erst in unsern Enkeln, die Schulmeister und so auch die Herren der jungen Völker werden, die uns einst beherrschen sollen; alle andern Hoffnungen und Bestrebungen sind leer.“ „Was Sie da aussprechen, das ist das Rechte“, sagte er, „aber die Dinge so anzusehen, dazu gehört Charakter; denn zur Resignation gehört Charakter.“

Mit Riemer.

Juni (?) 1811.

„Zufälle nennt man in der Natur, was beim Menschen Freiheit heißen würde, nämlich Ereignisse eines Notwendigen in Absicht der Folgen, aber willkürlich in Absicht der Zeit.“

„Mit tätigen Menschen fährt man immer besser gegenwärtig als abwesend; denn sie lehren, entfernt,

meistens die Seite hervor, die uns entgegensteht; in der Nähe jedoch findet sich bald, inwiefern man sich vereinigen kann.“

Mit Riemer.

27. Juni 1811.

„Zu der Zeit liebt sich's am besten, wenn man noch denkt, daß man allein liebt und noch kein Mensch so geliebt hat und lieben werde.“

Mit Riemer.

Juli (?) 1811.

„Gegen die Kritik kann man sich weder schützen noch wehren; man muß ihr zum Trutz handeln, und das läßt sie sich nach und nach gefallen.“

Mit Riemer.

21. Dezember 1811.

„Die Deutschen haben so eine Art von Sonntagspoesie, eine Poesie, die ganz alltägliche Gestalten mit etwas besseren Worten bekleidet, wo denn auch die Kleider die Leute machen sollen.“

Mit v. Müller.

16. Dezember 1812.

„Die Astronomie ist mir deswegen so wert, weil sie die einzige aller Wissenschaften ist, die auf allgemein anerkannten, unbestreitbaren Basen ruht, mithin mit voller Sicherheit immer weiter durch die Unendlichkeit fortschreitet. Getrennt durch Länder und Meere, teilen die Astronomen, diese geselligsten aller Einsiedler, sich ihre Elemente mit und können darauf wie auf Felsen fortbauen.“

Mit Riemer.

Zwischen 1804 u. 1812.

„Poesie ist Darstellung des Gemüths, der inneren Welt in ihrer Gesamtheit.“

„Das Theater ist die tätige Reflexion des Menschen über sich selbst.“

Mit Riemer.

25. Januar 1813.

„Es ist unglaublich, was die Deutschen sich durch das Journal- und Tagblattverzetteln für Schaden tun: denn das Gute, was dadurch gefördert wird, muß gleich vom Mittelmäßigen und Schlechten verschlungen werden. Das edelste Ganggestein, das, wenn es vom Gebirge sich ablöst, gleich in Bächen und Flüssen fortgeschwemmt wird, muß wie das schlechteste abgerundet und zulezt unter Sand und Schutt vergraben werden.“

Mit Fall.

25. Januar 1813.

Als Goethe hörte, daß ich gestern Wieland im Tode gesehen und mir dadurch einen schlimmen Abend und eine noch schlimmere Nacht bereitet hatte, wurde ich darüber tüchtig von ihm ausgescholten. „Warum“, sagte er, „soll ich mir die lieblichen Eindrücke von den Gesichtszügen meiner Freunde und Freundinnen durch die Entstellungen einer Maske zerstören lassen? Es wird ja dadurch etwas Fremdartiges, ja völlig Unwahres meiner Einbildungskraft aufgedrungen. Ich habe mich wohl in acht genommen, weder Herder, Schiller, noch die verwitwete Frau Herzogin Amalia im Sarge zu sehen. Der Tod ist ein sehr mittelmäßiger Porträtmaler. Ich meinerseits will ein seelenvolleres

Bild als seine Masken von meinen sämtlichen Freunden im Gedächtnis aufbewahren. Also bitte ich es Euch, wenn es dahin kommen sollte, auch einmal mit mir zu halten. Auch will ich es nicht verhehlen, eben das ist es, was mir an Schillers Hingang so ausnehmend gefällt. Unangemeldet und ohne Aufsehen zu machen, kam er nach Weimar, und ohne Aufsehen zu machen ist er auch wieder von hinnen gegangen. Die Paraden im Tode sind nicht das, was ich liebe. Zwar ist das Ausstellen der Leichen eine uralte, gute Gewohnheit und sogar nötig fürs Volk und die öffentliche Sicherheit. Es beruht etwas darauf für die Gesellschaft, nicht nur, daß man weiß, daß ein Mensch, sondern auch wie er gestorben ist. Deshalb, daß man überhaupt stirbt, läßt sich niemand ein graues Haar wachsen; aber jedem von uns muß daran gelegen sein, daß kein Leben früher, als der Naturlauf es gebietet, sei es von geldgierigen Erben oder auf eine andere, jedesmal unbeliebige Weise den Kreisen, worin es sich bewegt, unter schlagen werde . . . Sie wissen längst, daß Ideen, die eines festen Fundaments in der Sinnenwelt entbehren, bei all ihrem übrigen Werte für mich keine Überzeugung mit sich führen, weil ich der Natur gegenüber wissen, nicht aber bloß vermuten und glauben will. Was nun die persönliche Fortdauer unserer Seele nach dem Tode betrifft, so ist es damit auf meinem Wege also beschaffen. Sie steht keineswegs mit den vieljährigen Beobachtungen, die ich über die Beschaffenheit unserer und aller Wesen in der Natur angestellt, im Widerspruch; im Gegenteil, sie geht sogar aus denselben mit neuer Beweiskraft hervor.

Wieviel aber, oder wie wenig von dieser Persönlichkeit übrigens verdient, daß es fortdauere, ist eine andere Frage und ein Punkt, den wir Gott überlassen müssen. Vorläufig will ich nur dieses zuerst bemerken: ich nehme verschiedene Klassen und Rangordnungen der letzten Urbestandteile aller Wesen an, gleichsam der Anfangspunkte aller Erscheinungen in der Natur, die ich Seelen nennen möchte, weil von ihnen die Beseelung des Ganzen ausgeht, oder noch lieber Monaden — lassen Sie uns immer diesen Leibnizschen Ausdruck beibehalten! Die Einfachheit des einfachsten Wesens auszudrücken, möchte es kaum einen bessern geben. — Nun sind einige von diesen Monaden oder Anfangspunkten, wie uns die Erfahrung zeigt, so klein, so geringfügig, daß sie sich höchstens nur zu einem untergeordneten Dienst und Dasein eignen. Andere dagegen sind gar stark und gewaltig. Die letzten pflegen daher alles, was sich ihnen naht, in ihren Kreis zu reißen und in ein ihnen Angehöriges, d. h. in einen Leib, in eine Pflanze, in ein Tier, oder noch höher herauf, in einen Stern zu verwandeln. Sie setzen dies solange fort, bis die kleine oder große Welt, deren Intention geistig in ihnen liegt, auch nach außen leiblich zum Vorschein kommt. Nur die letzten möchte ich eigentlich Seelen nennen. Es folgt hieraus, daß es Weltmonaden, Weltseelen, wie Ameisenmonaden, Ameisenseelen gibt, und daß beide in ihrem Ursprunge, wo nicht völlig eins, doch im Urwesen verwandt sind . . . Alle Monaden aber sind von Natur so unverwüstlich, daß sie ihre Tätigkeit im Moment der Auflösung selbst nicht einstellen oder

verlieren, sondern noch in demselben Augenblick wieder fortsetzen. So scheiden sie nur aus den alten Verhältnissen, um auf der Stelle wieder neue einzugehen. Bei diesem Wechsel kommt alles darauf an, wie mächtig die Intention sei, die in dieser oder jener Monas enthalten ist. Die Monas einer gebildeten Menschenseele und die eines Bibers, eines Vogels oder eines Fisches, das macht einen gewaltigen Unterschied. Und da stehen wir wieder an den Rangordnungen der Seelen, die wir gezwungen sind anzunehmen, sobald wir uns die Erscheinungen der Natur nur einigermaßen erklären wollen . . . Jede Monade geht, wo sie hingehört, ins Wasser, in die Luft, in die Erde, ins Feuer, in die Sterne; ja der geheime Zug, der sie dahin führt, enthält zugleich das Geheimnis ihrer zukünftigen Bestimmung. An eine Vernichtung ist gar nicht zu denken; aber von irgendeiner mächtigen und dabei gemeinen Monas unterwegs angehalten und ihr untergeordnet zu werden, diese Gefahr hat allerdings etwas Bedenkliches, und die Furcht davor wüßte ich auf dem Wege einer bloßen Naturbetrachtung meinstheils nicht ganz zu beseitigen . . . Ich habe in einer unserer früheren Unterhaltungen den Menschen das erste Gespräch genannt, das die Natur mit Gott hält. Ich zweifle gar nicht, daß dies Gespräch auf andern Planeten viel höher, tiefer und verständiger gehalten werden kann. Uns gehen vorderhand tausend Kenntnisse dazu ab. Das erste gleich, was uns mangelt, ist die Selbstkenntnis; nach dieser kommen alle übrigen. Streng genommen kann ich von Gott doch weiter nichts wissen, als wozu mich der ziemlich beschränkte

Gesichtskreis von sinnlichen Wahrnehmungen auf diesem Planeten berechtigt, und das ist in allen Stücken wenig genug. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß durch diese Beschränkung unserer Naturbetrachtungen auch dem Glauben Schranken gesetzt wären. Im Gegentheil kann, bei der Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, der Fall gar leicht eintreten, daß das Wissen als Stückwerk besonders auf einem Planeten erscheinen muß, der, aus seinem ganzen Zusammenhange mit der Sonne herausgerissen, alle und jede Betrachtung unvollkommen löst, die eben darum erst durch den Glauben ihre vollständige Ergänzung erhält. Schon bei Gelegenheit der Farbenlehre habe ich bemerkt, daß es Urphänome gibt, die wir in ihrer göttlichen Einfalt durch unnütze Versuche nicht stören und beeinträchtigen, sondern der Vernunft und dem Glauben übergeben sollen. Versuchen wir von beiden Seiten mutig vorzudringen, nur halten wir zugleich die Grenzen streng auseinander! Beweisen wir nicht, was durchaus nicht zu beweisen ist! Wir werden sonst nur früh oder spät in unserm sogenannten Wissenswerk unser eigne Mangelhaftigkeit bei der Nachwelt zur Schau tragen. Wo das Wissen genügt, bedürfen wir freilich des Glaubens nicht; wo aber das Wissen seine Kraft nicht bewährt oder ungenügend erscheint, sollen wir auch dem Glauben seine Rechte nicht streitig machen. Sobald man nur von dem Grundsatz ausgeht, daß Wissen und Glauben nicht dazu da sind, um einander aufzuheben, sondern um einander zu ergänzen, so wird schon überall das Rechte ausgemittelt werden.“

Mit Riemer.

24. November 1813. /

„Bei den Deutschen wird das Ideelle gleich sentimental, zumal bei dem Troß der ordinären Autoren und Autorinnen.“

Mit Heinrich Luden.

November 1813.

„Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein! diese Ideen sind in uns; sie sind ein Teil unsers Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen; ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichenng des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität.“

Mit Riemer.

13. Februar 1814.

„Wir sind nicht glücklich durch unsere Tugenden, sondern durch unsere Fehler und Schwachheiten. Wer da meint, daß er durch die Erfüllung einer Tugend glücklich sei, irrt sich. Es ist die Eitelkeit, die ihm noch beiwohnt, eine solche Tugend auszuüben. Sie muß sich von selbst verstehen. Dann macht aber das Gefühl derselben nicht mehr glücklich, sowenig wie Gleichgültigkeit einerlei mit Interesse ist.“

Als er darauf ein herrliches Blatt von Israel v. Mecheln (1504), den Tanz der Herodias vorstellend, uns zeigte, setzte er hinzu: „Der Mensch mache sich nur irgend eine würdige Gewohnheit zu eigen, an der er sich die Lust in heiteren Tagen erhöhen und in trüben Tagen aufrichten kann. Er gewöhne sich z. B., täglich in der Bibel oder im Homer zu lesen, oder Medaillen oder schöne Bilder zu schauen, oder gute Musik zu hören. Aber es muß etwas Treffliches, Würdiges sein, woran er sich so gewöhnt, daß ihm stets und in jeder Lage der Respekt dafür bleibe.“

Mit Sulpiz Boisserée.

2. August 1815.

„Gebt nur den Malern und Kunstbessenen zu leben und zu tun, so werden sich schon von selber Schüler bilden. Mit allen Zeichenschulen ist es doch nichts, es läuft am Ende nur auf Handwerk und Fabrik hinaus; ich weiß ja, wie es uns in Weimar geht; ich hüte mich wohl, das jedem zu sagen, aber, du lieber Gott, die Zeichenschule ist nur dazu da, daß die Leute die Kinder aus dem Hause kriegen, und für die Kinder ist sie nur da, daß sie daran vorbeigehen! Ich will sie auch wahrhaftig nicht daran hindern, ich weiß, was zu einer eigentlichen Kunstakademie gehört, aber das sind ganz andre Forderungen, als man machen kann . . . Der Mensch, der Gewalt über sich hat und behauptet, leistet das schwerste und größte.“

Mit Sulpiz Boisserée.

8. September 1815.

„Die Natur ist so, daß die Dreieinigkeit sie nicht besser machen könnte. Es ist eine Orgel, auf der unser Herrgott spielt, und der Teufel tritt die Bälge dazu.“

Mit Sulpiz Boisserée.

3. Oktober 1815.

„Die Verhältnisse mit Frauen allein können doch das Leben nicht ausfüllen und führen zu gar zuviel Verwicklungen, Qualen und Leiden, die uns aufreiben, oder zur vollkommenen Leere.“

Mit Riemer.

29. August 1816.

„Die lieben Deutschen kenn' ich schon; erst schweigen sie, dann mäkeln sie, dann beseitigen sie, dann bestehlen und verschweigen sie.“

Mit Riemer.

14. März 1817.

„Die Menschen können nichts m ä ß i g tun; sie müssen sich immer auf e i n e Seite legen.“

„Gutem Willen eines jeden will ich gerne nachhelfen; wo ich aber Mißwollen fühle, bin ich auf meiner Hut, um mich nicht unversehens als Mitschuldigen zu ertappen.“

Mit Riemer.

12. Dezember 1817.

„Wenn die Deutschen anfangen, einen Gedanken oder ein Wollen, oder wie man's nennen mag, zu wiederholen, so können sie nicht fertig werden, sie singen immer unisono, wie die protestantische Kirche ihre Choräle.“

„Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und auch den totesten Stoff durch Vermählung mit der Idee zu beleben, ist die schönste Bürgschaft unsres übersinnlichen Ursprungs. Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend und aber-tausend Erscheinungen, hebt doch den Blick forschend und sehrend zum Himmel auf, der sich in unermessenen Räumen über ihn wölbt, weil er es tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch auf-zugeben vermögen. In dieser Ahnung liegt das Ge-heimnis des ewigen Fortstrebens nach einem unbe-kannten Ziele; es ist gleichsam der Hebel unsres Forschens und Sinnens, das zarte Band zwischen Poesie und Wirklichkeit.“

Mit v. Müller.

28. März 1819.

„Zuversicht und Ergebung sind die echten Grund-lagen jeder besseren Religion, und die Unterordnung unter einen höheren, die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begreifen, eben weil er höher als unsere Vernunft und unser Verstand ist. Der Islam und die reformierte Religion sind sich hierin am ähnlichsten. Alle Geseze und Sittenregeln lassen sich auf eine zurückführen, auf die Wahrheit.“

Mit v. Müller.

19. April 1819.

„Jedes Ding,“ sprach Goethe, „jede Beschäftigung und Gedankenfolge verlangt eine eigene Form, eine Formel, die, das Unwesentliche ausschließend, den

Hauptbegriff scharf umgrenzt.“ Viele empfänden das Richtige, möchten es gern darstellen, könnten aber nicht zur passenden Form gelangen.

Mit v. Müller.

24. April 1819.

Dann sprach er über die Kunst, zu sehen: „Man erblickt nur, was man schon weiß und versteht. Oft sieht man lange Jahre nicht, was reifere Kenntniss und Bildung an dem täglich vor uns liegenden Gegenstande erst gewahren läßt. Nur eine papierne Scheidewand trennt uns öfters von unseren wichtigsten Zielen, wir dürften sie feck einstoßen, und es wäre geschehen. Die Erziehung ist nichts anderes als die Kunst zu lehren, wie man über eingebilddete oder doch leicht besiegbare Schwierigkeiten hinauskommt.“

Mit v. Müller.

25. April 1819.

„Die Natur ist eine Gans, man muß sie erst zu etwas machen.“

Mit v. Müller.

29. Januar 1820.

„Wer für die Welt etwas tun will, muß sich nicht mit ihr einlassen.“

Mit v. Müller und Riemer.

18. Mai 1821.

„Die Schweizersche Sammlung von Karikaturen auf Napoleon zu sehen, lehnte er ab: „Ich darf mir dergleichen mir widrige Eindrücke nicht erlauben, denn in meinem Alter stellt sich das Gemüt, wenn es angegriffen wird, nicht so schnell wieder her wie bei euch Jüngeren. Ich muß daher mich nur mit ruhigen, gründlichen Eindrücken umgeben.“

„Jede Lösung eines Problems ist ein neues Problem.“

„Ich habe nie im Leben mich gegen den übermächtigen Strom der Menge oder des herrschenden Prinzips in feindliche, nutzlose Oppositionen stellen mögen; lieber habe ich mich in mein eigenes Schneckenhaus zurückgezogen und da nach Belieben gehauset. Zu was das ewige Opponieren und übellaunige Kritisieren und Negieren führt, sehen wir an Knebeln; es hat ihn zum unzufriedensten, unglücklichsten Menschen gemacht; sein Inneres, gleich einem Krebs, ganz unterfressen; nicht zwei Tage kann man mit ihm in Frieden leben, weil er alles angreift, was einem lieb ist . . . Was wir in uns nähren, das wächst; das ist ein ewiges Naturgesetz. Es gibt ein Organ des Mißwillens, der Unzufriedenheit in uns, wie es eines der Opposition, der Zweifelsucht gibt. Je mehr wir ihm Nahrung zuführen, es üben, je mächtiger wird es, bis es sich zuletzt aus einem Organ in ein krankhaftes Geschwür umwandelt und verderblich um sich frißt, alle guten Säfte aufzehrend und erstickend. Dann setzt sich Reue, Vorwurf und andere Absurdität daran, wir werden ungerecht gegen andere und gegen uns selbst. Die Freude am fremden und eigenen Gelingen und Vollbringen geht verloren, aus Verzweiflung suchen wir zuletzt den Grund alles Übels außer uns, statt es in unsrer Verkehrtheit zu finden. Man nehme

doch jeden Menschen, jedes Ereignis in seinem eigentlichen Sinne, gehe aus sich heraus, um desto freier wieder bei sich einzukehren.“

Mit Heinrich Meyer und J. S. Grüner.¹⁾

24. August 1823.

„Neue Erfindungen können und werden geschehen, allein es kann nichts Neues ausgedacht werden, was auf den sittlichen Menschen Bezug hat. Es ist alles schon gedacht, gesagt worden, was wir höchstens unter andern Formen und Ausdrücken wiedergeben können. Man komme über die Orientalen, da findet man erstaunliche Sachen.“

Mit Edermann.

17. September 1823.

Die Welt ist groß und reich und das Leben so mannigfaltig, daß es an Anlässen zu Gedichten nie fehlen wird. Aber es müssen alles Gelegenheitsgedichte sein, das heißt, die Wirklichkeit muß die Veranlassung und den Stoff dazu hergeben. Allgemein und poetisch wird ein spezieller Fall eben dadurch, daß ihn der Dichter behandelt. Alle meine Gedichte sind Gelegenheitsgedichte, sie sind durch die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und Boden. Von Gedichten aus der Luft gegriffen halte ich nichts.

Mit v. Müller.

19. September 1823.

„Sie wissen, wie ich alles Extemporisieren hasse, vollends eine Verlobung oder Heirat aus dem Stegreife war mir von jeher ein wahrer Greuel. Eine

1) Johann Sebastian Grüner war Polizeirat in Eger.

Liebe wohl kann im Nu entstehen, und eine echte Neigung muß irgend einmal gleich dem Blicke plötzlich aufgeflammt sein, aber wer wird sich denn gleich heiraten, wenn man liebt? Liebe ist etwas Ideelles, Heiraten etwas Reelles, und nie verwechselt man ungestraft das Ideale mit dem Reellen. Solch ein wichtiger Lebensschritt will allseitig überlegt sein und längere Zeit hindurch, ob auch alle individuellen Beziehungen, wenigstens die meisten, zusammen passen.“

Mit Soret.

30. Dezember 1823.

„Auf dem Gebiete der Ästhetik hat das Schöne ein wenig unbestimmte Formen. Die Grundidee ist sozusagen das Eigentum von jedermann und niemand, weshalb die bloße Art der Darstellung dieses Eigentums der einzelne sich aneignen darf, ohne Eifersucht zu erwecken. Ein und derselbe Grundgedanke kann 100 Dichtern das Thema zu 100 Epigrammen geben. Sie werden sich nicht über die Erfindung streiten, weil sie Gemeingut ist und sie es dem Leser überlassen, die Ausführung zu beurteilen. Aber bei den Gelehrten steht die Sache anders. Hier ist das Positive die Hauptsache; jede neue Tatsache ist eine Entdeckung, jede Entdeckung ist Eigentum, und wo das Eigentum angegriffen wird, kommt alsbald der Mensch zum Vorschein.“

Mit Edermann.

2. Januar 1824.

„Wir lieben an einem jungen Frauenzimmer ganz andere Dinge als den Verstand. Wir lieben an

ihr das Schöne, das Neckische, das Vertrauliche, den Charakter, ihre Fehler, ihre Kaprizen und Gott weiß was alles Unausprechliche sonst; aber wir lieben nicht ihren Verstand. Ihren Verstand achten wir, wenn er glänzend ist, und ein Mädchen kann dadurch in unsern Augen unendlich an Wert gewinnen. Auch mag der Verstand gut sein, uns zu fesseln, wenn wir bereits lieben; allein der Verstand ist nicht dasjenige, was fähig wäre, uns zu entzünden und eine Leidenschaft zu erwecken.“

Mit v. Müller.

14. Februar 1824.

„Jeder Mensch schlägt die Vorteile der Geburt bloß deswegen so hoch an, weil sie etwas Unbestreitbares sind. Alles, was man erwirbt, leistet, durch Anstrengung verdient, bleibt dagegen ewig von der Verschiedenheit der Urteile und Ansichten abhängig. Eine Ausöhnung hierüber ist vergeblich, macht das Übel nur schlimmer, wie es z. B. die Bürger mit dem Luxus einer Hostafel nicht versöhnt, wenn man einige aus ihrer Mitte zuweilen daran teilnehmen läßt.“

Mit Edermann.

24. Februar 1824.

„Wir behalten von unsern Studien am Ende doch nur das, was wir praktisch anwenden.“

Mit Edermann.

25. Februar 1824.

„Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen ist für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu tun haben. Ein tüchtiger Mensch aber, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt

und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist tätig und nützlich in dieser.

Mit Edermann.

28. Februar 1824.

„Die Manier will immer fertig sein und hat keinen Genuß an der Arbeit. Das echte, wahrhaft große Talent aber findet sein höchstes Glück in der Ausführung. — Geringeren Talenten genügt nicht die Kunst als solche; sie haben während der Ausführung immer nur den Gewinn vor Augen, den sie durch ein fertiges Werk zu erreichen hoffen. Bei so weltlichen Zwecken und Richtungen aber kann nichts Großes zustande kommen.“

Mit v. Müller und Riemer.

8. März 1824.

Das Gespräch fiel auf Selbstkenntnis. „Ich behaupte,“ sagte Goethe, „der Mensch kann sich nie selbst kennen lernen, sich nie rein als Objekt betrachten. Andere kennen mich besser als ich mich selbst. Nur meine Bezüge zur Außenwelt kann ich kennen und richtig würdigen lernen, darauf sollte man sich beschränken. Mit allem Streben nach Selbstkenntnis, das die Priester, das die Moral uns predigen, kommen wir nicht weiter im Leben, gelangen weder zu Resultaten noch zu wahrer innerer Besserung.“

Mit Edermann.

30. März 1824.

„Der persönliche Charakter des Schriftstellers bringt seine Bedeutung beim Publikum hervor, nicht die Künste seines Talents.“

Mit v. Müller und Riemer.

31. März 1824.

„Ich nahm alle Zustände und Personen, meine Kollegen z. B., durchaus real, als gegebene, einmal fixierte Naturwesen, die nicht anders handeln können als sie handeln, und ordnete hiernach meine Verhältnisse zu ihnen. Dabei suchte ich rings um mich selbst richtig zu sehen.“

Mit v. Müller u. Riemer.

3. April 1824.

„Die Nachahmung der Natur durch die Kunst ist um so glücklicher, je tiefer das Objekt in den Künstler eingedrungen und je größer und tüchtiger seine Individualität selbst ist. Ehe man andern etwas darstellt, muß man den Gegenstand erst in sich selbst neu produziert haben.“

Mit Edermann.

2. Mai 1824.

„Es ist eine große Torheit, zu verlangen, daß die Menschen zu uns harmonieren sollen. Ich habe es nie getan. Ich habe einen Menschen immer nur als ein für sich bestehendes Individuum angesehen, das ich zu erforschen und das ich in seiner Eigentümlichkeit kennen zu lernen trachtete, wovon ich aber durchaus keine weitere Sympathie verlangte. Dadurch habe ich es nun dahin gebracht, mit jedem Menschen umgehen zu können, und dadurch allein entsteht die Kenntniss mannigfaltiger Charaktere sowie die nötige Gewandtheit im Leben. Denn gerade bei widerstrebenden Naturen muß man sich zusammennehmen, um mit ihnen durchzukommen, und dadurch werden alle die verschiedenen Seiten in uns angeregt und zur

Entwicklung und Ausbildung gebracht, so daß man sich denn bald jedem *Vis-à-vis* gewachsen fühlt. — Wenn einer fünfundsiebzig Jahre alt ist, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur, es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit, es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet. — Um Epoche in der Welt zu machen, dazu gehören bekanntlich zwei Dinge: erstens, daß man ein guter Kopf sei, und zweitens, daß man eine große Erbschaft tue. Napoleon erbte die französische Revolution, Friedrich der Große den schlesischen Krieg, Luther die Finsternis der Pfaffen, und mir ist der Irrtum der Newtonschen Lehre zuteil geworden. Die gegenwärtige Generation hat zwar keine Ahnung, was hierin von mir geleistet worden; doch künftige Zeiten werden gestehen, daß mir keineswegs eine schlechte Erbschaft zugefallen.“

Mit Soret.

3. Juni 1824.

Goethe: „Ein Hof ist eine Welt für sich. Was nicht zu ihm gehört, das läßt er beiseite. Die Etikette tritt an Stelle des Denkens!“

Mit v. Müller.

Dezember 1824.

„Alte Freunde muß man nicht wiedersehen, man versteht sich nicht mehr mit ihnen, jeder hat eine andere Sprache bekommen. Wem es Ernst um seine innere

Kultur ist, hüte sich davor; denn der alsdann hervortretende Mißklang kann nur störend auf uns einwirken, und man trübt sich das reine Bild des früheren Verhältnisses.“

Mit Eckermann.

12. Mai 1825.

„Überall lernt man nur von dem, den man liebt. Solche Gefinnungen finden sich nun wohl gegen mich bei jetzt heranwachsenden jungen Talenten, allein ich fand sie sehr spärlich unter gleichzeitigen. Ja, ich wüßte kaum einen einzigen Mann von Bedeutung zu nennen, dem ich durchaus recht gewesen wäre. Gleich an meinem Werther tadelten sie soviel, daß, wenn ich jede gescholtene Stelle hätte tilgen wollen, von dem ganzen Buche keine einzige Zeile geblieben wäre. Allein aller Tadel schadete mir nichts; denn solche subjektive Urteile einzelner, obgleich bedeutender Männer, stellten sich durch die Masse wieder ins gleiche. Wer aber nicht eine Million Leser erwartet, sollte keine Zeile schreiben. Nun streitet sich das Publikum seit zwanzig Jahren, wer größer sei: Schiller oder ich, und sie sollten sich freuen, daß überall ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können.“

Mit Eckermann.

11. Juni 1825.

„Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit, es auszudrücken, macht den Poeten.“

Mit Eckermann.

15. Oktober 1825.

„Ich hätte die Erbärmlichkeit der Menschen und wie wenig es ihnen um wahrhaft große Zwecke zu

tun ist, nie so kennen gelernt, wenn ich mich nicht durch meine naturwissenschaftlichen Bestrebungen an ihnen versucht hätte. Da aber sah ich, daß den meisten die Wissenschaft nur etwas ist, insofern sie davon leben, und daß sie sogar den Irrtum vergöttern, wenn sie davon ihre Existenz haben. Und in der schönen Literatur ist es nicht besser. Auch dort sind große Zwecke und echter Sinn für das Wahre und Tüchtige und dessen Verbreitung sehr seltene Erscheinungen. Einer hegt und trägt den anderen, weil er wieder von ihm gehegt und getragen wird, und das wahrhaft Große ist ihnen widerwärtig und sie möchten es gern aus der Welt schaffen, damit sie selber nur etwas zu bedeuten hätten. So ist die Masse, und einzelne Hervorragende sind nicht viel besser . . . Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht und sich sodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten. Die Handlungen des Universums zu messen, reichen seine Fähigkeiten nicht hin, und in das Weltall Vernunft bringen zu wollen, ist bei seinem kleinen Standpunkte ein sehr vergebliches Bestreben. Die Vernunft des Menschen und die Vernunft der Gottheit sind zwei sehr verschiedene Dinge. Sobald wir dem Menschen die Freiheit zugestehen, ist es um die Allwissenheit Gottes getan; denn sobald die Gottheit weiß, daß ich es tun werde, bin ich gezwungen, zu handeln, wie sie es weiß. Dieses führe ich nur an als ein Zeichen, wie wenig wir wissen, und daß an göttlichen Geheimnissen nicht gut zu rühren ist. Auch sollen wir höhere Maximen nur aussprechen, insofern sie der Welt zugute kommen;

andere sollen wir bei uns behalten, aber sie mögen und werden auf das, was wir tun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz verbreiten.“

Mit Eckermann.

29. Januar 1826.

„Wenn einer singen lernen will, sind ihm alle diejenigen Töne, die in seiner Kehle liegen, natürlich und leicht; die nicht in seiner Kehle liegen, sind ihm anfänglich äußerst schwer. Um aber ein Sänger zu werden, muß er sie überwinden; denn sie müssen ihm alle zu Gebote stehen. Ebenso ist es mit einem Dichter. Solange er bloß seine wenigen subjektiven Empfindungen ausspricht, ist er noch keiner zu nennen, aber sobald er die Welt sich anzueignen und auszusprechen weiß, ist er ein Poet. Und dann ist er unerschöpflich und kann immer neu sein, wogegen aber eine subjektive Natur ihr bißchen Inneres bald ausgesprochen hat und zuletzt in Manier zugrunde geht. Man spricht immer vom Studium der Alten, allein was will das anders sagen als: Richte dich auf die wirkliche Welt und suche sie auszusprechen; denn das taten die Alten auch, da sie lebten.“

Mit v. Müller.

24. Juni 1826.

„Der Mensch sehnt sich ewig nach dem, was er nicht ist.“

Mit Eckermann.

18. Januar 1827.

„Es ist mit der Freiheit ein wunderbarlich Ding, und jeder hat leicht genug, wenn er sich nur zu begnügen und zu finden weiß. Und was hilft uns ein Überfluß

von Freiheit, die wir nicht gebrauchen können! — Hat einer nur soviel Freiheit, um gesund zu leben und sein Gewerbe zu treiben, so hat er genug, und soviel hat leicht ein jeder. Und dann sind wir alle nur frei unter gewissen Bedingungen, die wir erfüllen müssen. Der Bürger ist so frei wie der Adelige, sobald er sich in den Grenzen hält, die ihm von Gott durch seinen Stand, worin er geboren, angewiesen. Der Adelige ist so frei wie der Fürst; denn wenn er bei Hofe nur das wenige Ceremoniell beobachtet, so darf er sich als seinesgleichen fühlen. Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben, daß wir etwas verehren, das über uns ist; denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unsere Anerkennung an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen und wert sind, seinesgleichen zu sein.“

Mit Eckermann.

1. Februar 1827.

„Wenn nur die Menschen das Rechte, nachdem sie es gefunden, nicht wieder umkehrten und verdüsterten, so wäre ich zufrieden; denn es täte der Menschheit ein Positives not, das man ihr von Generation zu Generation überlieferte, und es wäre doch gut, wenn das Positive zugleich das Rechte und Wahre wäre. In dieser Hinsicht sollte es mich freuen, wenn man in den Naturwissenschaften aufs Reine käme und sodann im Rechten beharrte, und nicht wieder transzendierte, nachdem im Faßlichen alles getan worden. Aber die Menschen können keine Ruhe halten, und ehe man es sich versieht, ist die Verwirrung wieder obenauf. So

rütteln sie jetzt an den fünf Büchern Moses, und wenn die vernichtende Kritik irgend schädlich ist, so ist sie es in Religionsfachen; denn hierbei beruht alles auf dem Glauben, zu welchem man nicht zurückkehren kann, wenn man ihn einmal verloren hat.“

Mit Eckermann.

1. April 1827.

Das Gespräch lenkte sich auf die Antigone von Sophokles, auf die darin waltende hohe Sittlichkeit und endlich auf die Frage: wie das Sittliche in die Welt gekommen. „Durch Gott selber,“ erwiderte Goethe, „wie alles andere Gute. Es ist kein Produkt menschlicher Reflexion, sondern es ist angeschaffene und angeborene schöne Natur. Es ist mehr oder weniger den Menschen im allgemeinen angeschaffen, im hohen Grade aber einzelnen ganz vorzüglich begabten Gemüthern. Diese haben durch große Taten oder Lehren ihr göttliches Innere offenbart, welches sodann durch die Schönheit seiner Erscheinung die Liebe der Menschen ergriff und zur Verehrung und Nacheiferung gewaltig fortzog. Der Wert des Sittlich-Schönen und Guten aber konnte durch Erfahrung und Weisheit zum Bewußtsein gelangen, indem das Schlechte sich in seinen Folgen als ein solches erwies, welches das Glück des Einzelnen wie des Ganzen zerstörte, dagegen das Edle und Rechte als ein solches, welches das besondere und allgemeine Glück herbeiführte und befestigte. So konnte das Sittlich-Schöne zur Lehre werden und sich als ein Ausgesprochenes über ganze Völkerschaften verbreiten.“ — „Ein großer dramatischer Dichter,“ sagte Goethe, „wenn er

zugleich produktiv ist und ihm eine mächtige, edle Gesinnung bewohnt, die alle seine Werke durchdringt, kann erreichen, daß die Seele seiner Stücke zur Seele des Volks wird. Ich dünkte, das wäre etwas, das wohl der Mühe wert wäre. Von Corneille ging eine Wirkung aus, die fähig war, Heldenseelen zu bilden. Das war etwas für Napoleon, der ein Heldenvolk nötig hatte; weshalb er denn von Corneille sagte, daß, wenn er noch lebte, er ihn zum Fürsten machen würde. Ein dramatischer Dichter, der seine Bestimmung kennt, soll daher unablässig an seiner höhern Entwicklung arbeiten, damit die Wirkung, die von ihm auf das Volk ausgeht, eine wohltätige und edle sei. Man studiere nicht die Mitgebornen und Mitstrebenden, sondern große Menschen der Vorzeit, deren Werke seit Jahrhunderten gleichen Wert und gleiches Ansehn behalten haben. Ein wirklich hochbegabter Mensch wird das Bedürfnis dazu ohnedies in sich fühlen, und gerade dieses Bedürfnis des Umgangs mit großen Vorgängern ist das Zeichen einer höhern Anlage. Man studiere Molière, man studiere Shakespeare, aber vor allen Dingen die alten Griechen und immer die Griechen.“

Mit Eckermann.

18. April 1827.

„Der Künstler muß freilich die Natur im einzelnen fromm und treu nachbilden, er darf in dem Knochenbau und der Lage von Sehnen und Muskeln eines Tieres nicht willkürlich ändern, so daß dadurch der eigentümliche Charakter verletzt würde; denn das hieße die Natur vernichten, allein in den höheren Regionen

des künstlerischen Verfahrens, wodurch ein Bild zum eigentlichen Bilde wird, hat er ein freieres Spiel, und er darf hier sogar zu Fiktionen schreiten, wie Rubens in dieser Landschaft¹⁾ mit dem doppelten Lichte getan. Der Künstler hat zur Natur ein zwiefaches Verhältnis: Er ist ihr Herr und ihr Sklave zugleich. Er ist ihr Sklave, insofern er mit irdischen Mitteln wirken muß, um verstanden zu werden, ihr Herr aber, insofern er diese irdischen Mittel seinen höhern Intentionen unterwirft und ihnen dienstbar macht. Der Künstler will zur Welt durch ein Ganzes sprechen; dieses Ganze aber findet er nicht in der Natur, sondern es ist die Frucht seines eigenen Geistes oder, wenn Sie wollen, des Anwehens eines befruchtenden göttlichen Odems.

Mit Edermann.

3. Mai 1827.

„Wir Deutschen sind von gestern. Wir haben zwar seit einem Jahrhundert ganz tüchtig kultiviert, allein es können noch ein paar Jahrhunderte hingehen, ehe bei unsern Landsleuten soviel Geist und höhere Kultur eindringe und allgemein werde, daß sie gleich den Griechen der Schönheit huldigen, daß sie sich für ein hübsches Lied begeistern, und daß man von ihnen wird sagen können, es sei lange her, daß sie Barbaren gewesen.“

Mit v. Müller.

9. August 1827.

Als wir über die Quelle sprachen, äußerte er (Goethe): „Was kommt auf ein Menschenleben an?

1) „Die Landschaft mit den doppelten Schatten.“

Eine einzige Schlacht rafft Tausende weg. Es ist wichtiger, daß das Prinzip des Ehrenpunkts, eine gewisse Garantie gegen rohe Tätlichkeiten, lebendig erhalten werde: Die Gesetze verjähren ja alle in mehr oder weniger Jahren, das ist bekannt. Die Gesetze proskribieren ja alle in mehr oder weniger Jahren, das ist bekannt. Der praktische Jurist muß sich über die einzelnen Fälle geschickt und mit Wohlwollen hinaus zu helfen suchen.“

Mit v. Müller.

23. August 1827.

„Ich wirke nun fünfzig Jahre in meinen öffentlichen Geschäften nach meiner Weise, als Mensch, nicht kanzleimäßig, nicht so direkt, und folglich etwas minder platt. Ich suche jeden Untergebenen frei im gemessenen Kreise sich bewegen zu lassen, damit er auch fühle, daß er ein Mensch sei. Es kommt alles auf den Geist an, den man einem öffentlichen Wesen einhaucht und auf Folge.“

Mit Gustav Parthey¹⁾

28. August 1827.

Er (Goethe) erging sich nun im allgemeinen über die Philosophie und sagte: „Kant ist der erste gewesen, der ein ordentliches Fundament gelegt. Auf diesem Grunde hat man denn in verschiedenen Richtungen weiter gebaut: Schelling hat das Objekt, die unendliche Breite der Natur, vorangestellt; Fichte faßte vorzugsweise das Subjekt auf: daher stammt sein Ich und Nicht-Ich, womit man in spekulativer Hinsicht

1) Entel des Berliner Buchhändlers und Philologen Nicolai.

nicht viel anfangen kann. Seine Subjektivität kommt aber auf einer andern Seite herrlich zum Vorschein, nämlich in seinem Patriotismus. Wie groß sind die Reden an die deutsche Nation! Da war es an der Stelle, das Subjekt hervorzuheben. Wo Objekt und Subjekt sich berühren, da ist Leben; wenn Hegel mit seiner Identitätsphilosophie sich mitten zwischen Objekt und Subjekt hineinstellt und diesen Platz behauptet, so wollen wir ihn loben.“

Mit Eckermann.

7. Oktober 1827.

„Wir wandeln alle in Geheimnissen. Wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr regt und wie es mit unserm Geiste in Verbindung steht. Soviel ist wohl gewiß, daß in besonderen Zuständen die Fäden unserer Seele über ihre körperlichen Grenzen hinausreichen können und ihr ein Vorgefühl, ja auch ein wirklicher Blick in die nächste Zukunft gestattet ist. — Wie gesagt, wir tapen alle in Geheimnissen und Wundern. Auch kann eine Seele auf die andere durch bloße stille Gegenwart entschieden einwirken, wovon ich mehrere Beispiele erzählen könnte. Es ist mir sehr oft passiert, daß, wenn ich mit einem guten Bekannten ging und lebhaft an etwas dachte, dieser über das, was ich im Sinne hatte, sogleich an zu reden fing. So habe ich einen Mann gekannt, der, ohne ein Wort zu sagen, durch bloße Geistesgewalt eine in heitern Gesprächen begriffene Gesellschaft plötzlich stillzumachen imstande war. Ja, er konnte auch eine Verstimmung hineinbringen, so daß es allen

unheimlich wurde. Wir haben alle etwas von elektrischen und magnetischen Kräften in uns und üben wie der Magnet selber eine anziehende und abstoßende Gewalt aus, je nachdem wir mit etwas Gleichem oder Ungleichem in Berührung kommen. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß, wenn ein junges Mädchen in einem dunkeln Zimmer sich, ohne es zu wissen, mit einem Manne befände, der die Absicht hätte, sie zu ermorden, sie von seiner ihr unbewußten Gegenwart ein unheimliches Gefühl hätte, und daß eine Angst über sie käme, die sie zum Zimmer hinaus und zu ihren Hausgenossen triebe.“

Mit Riemer.

1827.

„Der Geist des Wirklichen ist das wahre Ideelle.“

Mit Edermann.

11. März 1828.

„Des Menschen Verdüsterungen und Erleuchtungen machen sein Schicksal! Es täte uns not, daß der Dämon uns täglich am Gängelbände führte und uns sagte und triebe, was immer zu tun sei. Aber der gute Geist verläßt uns, und wir sind schlaff und tappen im Dunkeln. Da war Napoleon ein Kerl! Immer erleuchtet, immer klar und entschieden und zu jeder Stunde mit der hinreichenden Energie begabt, um das, was er als vorteilhaft und notwendig erkannt hatte, sogleich ins Werk zu setzen. Sein Leben war das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht und von Sieg zu Sieg. Von ihm könnte man sehr wohl sagen, daß er sich in dem Zustande einer fortwährenden Erleuchtung befunden; weshalb auch sein Geschick

ein so glänzendes war, wie es die Welt vor ihm nicht sah und vielleicht auch nach ihm nicht sehen wird. Jene göttliche Erleuchtung, wodurch das Außerordentliche entsteht, werden wir immer mit der Jugend und der Produktivität im Bunde finden, wie denn Napoleon einer der produktivsten Menschen war, die je gelebt haben. Man braucht nicht bloß Gedichte und Schauspiele zu machen, um produktiv zu sein, es gibt auch eine Produktivität der Thaten, die in manchen Fällen noch um ein Bedeutendes höher steht. Selbst der Arzt muß produktiv sein, wenn er wahrhaft heilen will; ist er es nicht, so wird ihm nur hin und wieder wie durch Zufall etwas gelingen, im ganzen aber wird er nur Puscherei machen.“ — „Das Gleiche kann nur vom Gleichen erkannt werden, und nur ein Fürst, der selber große Fähigkeiten besitzt, wird wiederum große Fähigkeiten in seinen Untertanen und Dienern gehörig erkennen und schätzen. Dem Talente offene Bahn! war der bekannte Spruch Napoleons, der freilich in der Wahl seiner Leute einen ganz besonderen Takt hatte, der jede bedeutende Kraft an die Stelle zu setzen wußte, wo sie in ihrer eigentlichen Sphäre erschien, und der daher auch in seinem Leben bei allen großen Unternehmungen bedient war wie kaum ein anderer.“ — „Es liegen im Wein allerdings produktivmachende Kräfte sehr bedeutender Art, aber es kommt dabei alles auf Zustände und Zeit und Stunde an, und was dem einen nützt, schadet dem andern. Es liegen ferner produktivmachende Kräfte in der Ruhe und im Schlaf; sie liegen aber auch in der Bewegung. Es liegen

solche Kräfte im Wasser und ganz besonders in der Atmosphäre. Die frische Luft des freien Feldes ist der eigentliche Ort, wo wir hingehören; es ist, als ob der Geist Gottes dort den Menschen unmittelbar anwehte und eine göttliche Kraft ihren Einfluß ausübte. Lord Byron, der täglich mehrere Stunden im Freien lebte, bald zu Pferde am Strande des Meeres reitend, bald im Boote segelnd oder rudern, dann sich im Meere badend und seine Körperkraft im Schwimmen üben, war einer der produktivsten Menschen, die je gelebt haben.“ — „Jeder außerordentliche Mensch hat eine gewisse Sendung, die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter vonnöten, und die Vorsehung verwendet ihn wieder zu etwas anderm. Da aber hienieden alles auf natürlichem Wege geschieht, so stellen ihm die Dämonen ein Bein nach dem andern, bis er zuletzt unterliegt. So ging es Napoleon und vielen andern: Mozart starb in seinem sechsunddreißigsten Jahre, Raphael in gleichem Alter, Byron nur um wenig älter. Aber alle hatten ihre Mission auf das vollkommenste erfüllt, und es war wohl Zeit, daß sie gingen, damit auch andern Leuten in dieser, auf eine lange Dauer berechneten Welt noch etwas zu tun übrig bleibe.“

Mit Edermann.

12. März 1828.

„Ich kann nicht billigen, daß man von den studierenden künftigen Staatsdienern gar zu viele theoretisch gelehrte Kenntnisse verlangt, wodurch die jungen Leute vor der Zeit geistig wie körperlich

ruiniert werden. Treten sie nun hierauf in den praktischen Dienst, so besitzen sie zwar einen ungeheuren Vorrat an philosophischen und gelehrten Dingen, allein er kann in dem beschränkten Kreise ihres Berufs gar nicht zur Anwendung kommen und muß daher als unnütz wieder vergessen werden. Dagegen aber, was sie am meisten bedurften, haben sie eingebüßt: es fehlte ihnen die nötige geistige wie körperliche Energie, die bei einem tüchtigen Auftreten im praktischen Verkehr ganz unerlässlich ist. Und dann: bedarf es denn im Leben eines Staatsdieners, in Behandlung der Menschen, nicht auch der Liebe und des Wohlwollens? Und wie soll einer gegen andere Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn es ihm nicht selber wohl ist! Es ist aber den Leuten allen herzlich schlecht! Der dritte Teil der an den Schreibtisch gefesselten Gelehrten und Staatsdiener ist körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen. Hier täte es not, von oben her einzuwirken, um wenigstens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu schützen. Wir wollen indes hoffen und erwarten, wie es etwa in einem Jahrhundert mit uns Deutschen ausieht, und ob wir es sodann dahin gebracht werden haben, nicht mehr abstrakte Gelehrte und Philosophen, sondern Menschen zu sein.“

Mit Edermann.

11. September 1828.

„Schiller war im absoluten Besiz seiner erhabenen Natur; er ist so groß am Teetisch, wie er es im Staatsrat gewesen sein würde. Nichts geniert ihn, nichts

engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein! Wir andern fühlen uns immer bedingt; die Personen, die Gegenstände, die uns umgeben, haben auf uns ihren Einfluß; der Teelöffel geniert uns, wenn er von Gold ist, da er von Silber sein sollte: und so, durch tausend Rücksichten paralytisiert, kommen wir nicht dazu, was etwa Großes in unserer Natur sein möchte, frei auszulassen. Wir sind Sklaven der Gegenstände und erscheinen geringe oder bedeutend, je nachdem uns diese zusammenziehen oder zu freier Ausdehnung Raum geben.

Mit Eckermann.

20. Oktober 1828.

„Unsere guten, altdeutschelnden Künstler wissen davon nichts, sie wenden sich mit persönlicher Schwäche und künstlerischem Unvermögen zur Nachahmung der Natur und meinen, es wäre was. Sie stehen unter der Natur. Wer aber etwas Großes machen will, muß seine Bildung so gesteigert haben, daß er gleich den Griechen imstande sei, die geringere reale Natur zu der Höhe seines Geistes heranzuheben und dasjenige wirklich zu machen, was in natürlichen Erscheinungen, aus innerer Schwäche oder äußerem Hindernis nur Intention geblieben ist.“

Mit Eckermann.

22. Oktober 1828.

Heute war bei Tische von den Frauen die Rede, und Goethe äußerte sich darüber sehr schön. „Die Frauen“,

sagte er, „sind silberne Schalen, in die wir goldene Äpfel legen. Meine Idee von den Frauen ist nicht von den Erscheinungen der Wirklichkeit abstrahiert, sondern sie ist mir angeboren, oder in mir entstanden, Gott weiß wie! Meine dargestellten Frauencharaktere sind daher auch alle gut weggekommen; sie sind alle besser, als sie in der Wirklichkeit anzutreffen sind.“

Mit Eckermann.

4. Februar 1829.

„Der Mensch soll an Unsterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es ist seiner Natur gemäß, und er darf auf religiöse Zusagen bauen; wenn aber der Philosoph den Beweis für die Unsterblichkeit unserer Seele aus einer Legende hernehmen will, so ist das sehr schwach und will nicht viel heißen. Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag.“

Mit Eckermann.

12. Februar 1829.

„Alles Große und Gescheite existiert in der Minorität. Es hat Minister gegeben, die Volk und König gegen sich hatten und die ihre großen Pläne einsam durchführten. Es ist nie daran zu denken, daß die Vernunft populär werde. Leidenschaften und Gefühle mögen populär werden, aber die Vernunft wird immer nur im Besitz einzelner Vorzüglicher sein.“

„Es ist nicht genug, daß man Talent habe, es gehört mehr dazu, um gescheit zu werden, man muß auch in großen Verhältnissen leben und Gelegenheit haben, den spielenden Figuren der Zeit in die Karten zu sehen und selber zu Gewinn und Verlust mitzuspielen. Ohne meine Bemühungen in der Naturwissenschaft hätte ich jedoch die Menschen nie kennen gelernt, wie sie sind. In allen Dingen kann man dem reinen Anschauen und Denken, den Irrtümern der Sinne wie des Verstandes, der Charakterschwächen und -stärken nicht so nachkommen, es ist alles mehr oder weniger biegsam und schwankend und läßt alles mehr oder weniger mit sich handeln; aber die Natur versteht keinen Spaß, sie ist immer wahr, immer ernst, immer strenge, sie hat immer recht, und die Fehler und Irrtümer sind immer des Menschen. Den Unzulänglichen verschmäht sie, und nur dem Zulänglichen, Wahren und Reinen ergibt sie sich und offenbart ihm ihre Geheimnisse. Der Verstand reicht zu ihr nicht hinauf, der Mensch muß fähig sein, sich zur höchsten Vernunft erheben zu können, um an die Gottheit zu rühren, die sich in Urphänomenen, physischen wie sittlichen, offenbart, hinter denen sie sich hält und die von ihr ausgehen. Die Gottheit aber ist wirksam im Lebendigen, aber nicht im Toten; sie ist im Werden und sich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erstarrten. Deshalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum Göttlichen es nur mit dem Werden, Lebendigen zu tun, der Verstand mit dem Gewordenen, Erstarrten, daß er es nütze.“

Mit Eckermann.

24. März 1829.

„Je höher ein Mensch,“ sagte Goethe, „desto mehr steht er unter dem Einfluß der Dämonen, und er muß nur immer aufpassen, daß sein leitender Wille nicht auf Abwege gerate. So waltete bei meiner Bekanntschaft mit Schillern durchaus etwas Dämonisches ob; wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden, aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte und Schiller der philosophischen Spekulationen müde zu werden anfang, war von Bedeutung und für beide von größtem Erfolg.“

Mit Eckermann.

2. April 1829.

Wir kamen auf die neuesten französischen Dichter und auf die Bedeutung von klassisch und romantisch zu sprechen. „Mir ist ein neuer Ausdruck eingefallen,“ sagte Goethe, „der das Verhältniß nicht übel bezeichnet. Das Klassische nenne ich das Gesunde und das Romantische das Kranke. Und da sind die Nibelungen klassisch wie der Homer, denn beide sind gesund und tüchtig. Das meiste Neuere ist nicht romantisch, weil es neu, sondern weil es schwach, kränklich und krank ist, und das Alte ist nicht klassisch, weil es alt, sondern weil es stark, frisch, froh und gesund ist. Wenn wir nach solchen Qualitäten Klassisches und Romantisches unterscheiden, so werden wir bald im reinen sein.“

Mit Eckermann und H. Meyer.

7. April 1829.

„Ich (Goethe) kann aus meinem eigenen Leben ein Faktum erzählen, wo ich bei einem Faulfieber

der Ansteckung unvermeidlich ausgesetzt war und wo ich bloß durch einen entschiedenen Willen die Krankheit von mir abwehrte. Es ist unglaublich, was in solchen Fällen der moralische Wille vermag. Er durchdringt gleichsam den Körper und setzt ihn in einen aktiven Zustand, der alle schädlichen Einflüsse zurückschlägt. Die Furcht dagegen ist ein Zustand träger Schwäche und Empfänglichkeit, wo es jedem Feinde leicht wird, von uns Besitz zu nehmen.“

Mit Eckermann.

10. April 1829.

Goethe legte mir einen Band vor mit Landschaften von Claude Lorrain.¹⁾ „Da sehen Sie einmal einen vollkommenen Menschen,“ sagte Goethe, „der schön gedacht und empfunden hat und in dessen Gemüt eine Welt lag, wie man sie nicht leicht irgendwo draußen antrifft. Die Bilder haben die höchste Wahrheit, aber keine Spur von Wirklichkeit. Claude Lorrain kannte die reale Welt bis ins kleinste Detail auswendig, und er gebrauchte sie als Mittel, um die Welt seiner schönen Seele auszudrücken. Und das ist eben die wahre Idealität, die sich realer Mittel so zu bedienen weiß, daß das erscheinende Wahre eine Täuschung hervorbringt, als sei es wirklich.“

Mit Eckermann.

15. April 1829.

Wir sprachen über Leute, die, ohne eigentliches Talent, zur Produktivität gerufen werden, und über andere, die über Dinge schreiben, die sie nicht ver-

1) Der bekannte französische Landschaftsmaler und Kupferstecher (1600—1682).

stehen. „Das Verführerische für junge Leute“, sagte Goethe, „ist dieses. Wir leben in einer Zeit, wo so-viele Kultur verbreitet ist, daß sie sich gleichsam der Atmosphäre mitgeteilt hat, worin ein junger Mensch atmet. Poetische und philosophische Gedanken leben und regen sich in ihm, mit der Luft seiner Umgebung hat er sie eingesogen, aber er denkt, sie wären sein Eigentum, und so spricht er sie als das seinige aus. Nachdem er aber der Zeit wiedergegeben hat, was er von ihr empfangen, ist er arm. Er gleicht einer Quelle, die von zugetragendem Wasser eine Weile gesprudelt hat, und die aufhört zu rieseln, sobald der erborgte Vorrat erschöpft ist.“

Mit v. Müller.

17. Mai 1829.

„Die Menge,“ sagte er, „die Majorität ist notwendig immer absurd und verkehrt; denn sie ist bequem, und das Falsche ist stets viel bequemer als die Wahrheit. Lektüre will ernst erforscht und rücksichtslos angeschaut und angewendet sein. Das Falsche aber schmiegt sich an jede träge, bequeme oder törichte Individualität an, ist wie ein Firnis, mit dem man leicht alles übertüncht.“

Mit v. Müller.

10. Februar 1830.

Über Magnetismus und die Seherin von Prevorst.¹⁾ „Ich habe mich“, sagte Goethe, „immer von Jugend auf vor diesen Dingen gehütet, sie nur parallel an mir vorüberlaufen lassen. Zwar zweifle ich nicht,

1) Justinus Kernalers bekannte Sonnambule.

daß diese wundersamen Kräfte in der Natur des Menschen liegen, ja, sie müssen darin liegen, aber man ruft sie auf falsche, oft frevelhafte Weise hervor. Wo ich nicht klar sehen, nicht mit Bestimmtheit wirken kann, da ist ein Kreis, für den ich nicht berufen bin. Ich habe nie eine Sonnambule sehen mögen.“

Mit Eckermann.

5. April 1830.

„Übrigens sind Bescheidenheit und Dünkel sittliche Dinge so geistiger Art, daß sie wenig mit dem Körper zu schaffen haben. Bei Bornierten und geistig Dunkeln findet sich der Dünkel, bei geistig Klaren und Hochbegabten aber findet er sich nie. Bei solchen findet sich höchstens ein freudiges Gefühl ihrer Kraft; da aber diese Kraft wirklich ist, so ist dieses Gefühl alles andere, aber kein Dünkel.“

Mit v. Müller.

24. April 1830.

„Die Gegenwart hat etwas Beengendes, Beschränkendes, oft Verletzendes, die Abwesenheit hingegen macht frei, unbefangen, weist jeden auf sich selbst zurück . . . Mit Briefantworten muß man *nolens volens* Bankrott machen und nur unter der Hand diesen oder jenen Kreditor befriedigen. Meine Maxime ist: Wenn ich sehe, daß die Leute bloß ihretwegen an mich schreiben, etwas für ihr Individuum damit bezwecken, so geht mich das nichts an; schreiben sie aber meinerwegen, senden sie etwas mich Förderndes, Angehendes, dann muß ich antworten.“

Mit Eckermann.

20. Februar 1831.

„Die Nützlichkeitslehrer würden glauben, ihren Gott zu verlieren, wenn sie nicht den anbeten sollen, der dem Ochsen die Hörner gab, damit er sich verteidige. Mir aber möge man erlauben, daß ich den verehere, der in dem Reichtum seiner Schöpfung so groß war, nach tausendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, worin alle übrigen enthalten, und nach tausendfältigen Tieren ein Wesen, das sie alle enthält: den Menschen. Man verehere ferner d e n, der dem Vieh sein Futter gibt und dem Menschen Speise und Trank, soviel er genießen mag, ich aber bete den an, der eine solche Produktionskraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der milliontelfte Teil davon ins Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt, so daß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr nichts anzuhaben vermögen. Das ist m e i n Gott!“

Mit Eckermann.

23. Februar 1831.

„Ich frage nicht, ob dieses höchste Wesen Verstand und Vernunft habe, sondern ich fühle, es ist der Verstand, es ist die Vernunft selber. Alle Geschöpfe sind davon durchdrungen, und der Mensch hat davon soviel, daß er Teile des Höchsten erkennen mag.“

Mit Eckermann.

18. März 1831.

Wir reden über höhere Maximen, und ob es gut und ob es möglich sei, sie an den Menschen zu überliefern. „Die Anlage, das Höhere aufzunehmen,“ sagte Goethe, „ist sehr selten, und man tut daher im gewöhnlichen Leben immer wohl, solche Dinge

für sich zu behalten und davon nur soviel hervor-
zukehren, als nötig ist, um gegen die andern in einiger
Vantage zu sein.“ Wir berühren sodann den Punkt,
daß viele Menschen, besonders Kritiker und Poeten,
das eigentlich Große ganz ignorieren und dagegen
auf das Mittlere einen außerordentlichen Wert legen.
„Der Mensch“, sagte Goethe, „erkennt nur das an
und preist nur das, was er selber zu machen fähig ist,
und da nun gewisse Leute in dem Mittleren ihre
eigentliche Existenz haben, so gebrauchen sie den
Pfiff, daß sie das wirklich Tadelnswürdige in der
Literatur, was jedoch immer einiges Gute haben mag,
durchaus schelten und ganz tief herabsetzen, damit
das Mittlere, was sie anpreisen, auf einer desto
größeren Höhe erscheine.“

Mit Goret.

2. August 1831.

Besuch bei Goethe nach dem Mittagessen. Wir
sprachen von der Metamorphose; er versetzte der
Theorie de Candolles¹⁾ einige Hiebe und behauptete,
die Symmetrie sei eine bloße Illusion. „Die Natur“,
fügte er hinzu, „ist ein junges, ein wenig kokettes
Mädchen, das uns durch tausend seiner Lockungen
an sich zieht, aber in dem Augenblick, wo man es zu
besitzen glaubt, unsern Armen ent schlüpft, so daß wir
nichts als ein Truggebilde ergriffen haben.“

Mit Goret.

Zwischen 1822 und 1832.

„Man muß sich in eine gewisse Entfernung von
den Dingen stellen, um sie gut zu beurteilen und um

1) Auguste P. de Candolle (1778—1841).

die Bezüge zu würdigen, die sie verknüpfen. Davon zu reden, während man sie berührt, das heißt Gefahr laufen, als Blinder davon zu reden, denn man ist außerstande, ihre wahren Verhältnisse zu messen. Ich überlasse diese Sachen denen, die nach mir kommen.“

Mit v. Müller.

Zwischen 1822 und 1832.

„Ich lasse die Gegenstände ruhig auf mich einwirken, beobachte dann diese Wirkung und bemühe mich, sie treu und unverfälscht wiederzugeben; dies ist das ganze Geheimnis, was man Genialität zu nennen beliebt.“

„Es gibt nur zwei Wege, ein bedeutendes Ziel zu erreichen und Großes zu leisten: Gewalt und Folge. Jene wird leicht verhaßt, reizt zu Gegenwirkung auf und ist überhaupt nur wenigen Begünstigten verliehen; Folge aber, beharrliche, strenge, kann auch vom Kleinsten angewendet werden und wird selten ihr Ziel verfehlen, da ihre stille Macht im Laufe der Zeit unaufhaltsam wächst. Wo ich nun nicht mit Folge wirken, fortgesetzt Einfluß üben kann, ist es geratener, gar nicht wirken zu wollen, indem man außerdem nur den natürlichen Entwicklungsgang der Dinge, der in sich selbst Heilmittel mit sich führt, stört, ohne für die bessere Richtung Gewähr leisten zu können.“

Mit v. Müller.

1. Januar 1832.

„Ein heftiger, wenngleich ungerechter Angriff bleibt kühn und ehrenhaft; jede Verteidigung ist immer mißlich, sei sie auch noch so gut gemacht. Das war immer unsere Maxime.“

„Wir müssen alle empfangen und lernen, sowohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns sind. Selbst das größte Genie würde nicht weit kommen, wenn es alles seinem eignen Innern verdanken wollte. Das begreifen aber viele sehr gute Menschen nicht und tappen mit ihren Träumen von Originalität ein halbes Leben im Dunkeln. Ich habe Künstler gekannt, die sich rühmten, keinem Meister gefolgt zu sein, vielmehr alles ihrem eigenen Genie zu danken zu haben. Die Narren! Als ob das überall anginge! Und als ob sich die Welt ihnen nicht bei jedem Schritte aufdränge und aus ihnen trotz ihrer eigenen Dummheit etwas machte. Ja, ich behaupte, wenn ein solcher Künstler nur an den Wänden dieses Zimmers vorüberginge und auf die Handzeichnungen einiger großer Meister, womit ich sie behängt habe, nur flüchtige Blicke würfe, er müßte, wenn er überall einiges Genie hätte, als ein Anderer und Höherer von hier gehen. Und was ist denn überhaupt Gutes an uns, wenn es nicht die Kraft und Neigung ist, die Mittel der äußern Welt an uns heranzuziehen und unsern höheren Zwecken dienstbar zu machen? Ich darf wohl von mir selber reden und bescheiden sagen, wie ich fühle. Es ist wahr, ich habe in meinem langen Leben mancherlei getan und zustande gebracht, dessen ich mich allenfalls rühmen könnte. Was hatte ich aber, wenn wir ehrlich sein wollten, das eigentlich mein war, als die Fähigkeit und Neigung, zu sehen und zu hören, zu unterscheiden und zu wählen, und das Gesehene und Gehörte mit einigem Geist zu beleben und

mit einiger Geschicklichkeit wiederzugeben. Ich verdanke meine Werke keineswegs meiner eigenen Weisheit allein, sondern Tausenden von Dingen und Personen außer mir, die mir dazu das Material boten. Es kamen Narren und Weise, helle Köpfe und bornierte, Kindheit und Jugend, wie das reife Alter: alle sagten mir, wie es ihnen zu Sinne sei, was sie dachten, wie sie lebten und wirkten und welche Erfahrungen sie sich gesammelt, und ich hatte nichts weiter zu tun, als zuzugreifen und das zu ernten, was andere für mich gesäet hatten. Es ist im Grunde auch alles Torheit, ob einer etwas aus sich habe oder ob er es von andern habe; ob einer durch sich wirke oder ob er durch andere wirke: die Hauptsache ist, daß man ein großes Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit besitze, es auszuführen; alles übrige ist gleichgültig.“

Mit Eckermann.

2. März 1832.

„Beides, Geburt und Geist, geben dem, der sie einmal besitzt, ein Gepräge, das sich durch kein Inkognito verbergen läßt. Es sind Gewalten wie die Schönheit, denen man nicht nahe kommen kann, ohne zu empfinden, daß sie höherer Art sind.“

Mit Eckermann.

Anfang März 1832.

„Sowie ein Dichter politisch wirken will, muß er sich einer Partei hingeben, und sowie er dieses tut, ist er als Poet verloren; er muß seinem freien Geiste, seinem Überblick Lebewohl sagen und dagegen die Rappe der Borniertheit und des blinden Hasses

über die Ohren ziehen. Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besondere Provinz und an kein besonderes Land gebunden ist, und das er ergreift und bildet, wo er es findet.“

Mit Eckermann.

11. März 1832.

„Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm (Christus) anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: Durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Tiere mit uns. Fragt man mich aber, ob ich geneigt sei, mich vor einem Daumenknochen des Apostels Petri oder Pauli zu bücken, so sage ich: Verschont mich und bleibt mir mit euren Absurditäten vom Leibe! ‚Den Geist dämpft nicht!‘ sagt der Apostel (Paulus). Es ist gar viel Dummes in den Satzungen der Kirche. Aber sie will herrschen, und da muß sie eine bornierte Masse haben, die sich duckt und die geneigt ist, sich beherrschen zu lassen . . . Wir wissen gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind infolge unserer

fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen. Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen! . . . Wenn man die Leute reden hört, so sollte man fast glauben, sie seien der Meinung, Gott habe sich seit jener alten Zeit ganz in der Stille zurückgezogen, und der Mensch wäre jetzt ganz auf eigene Füße gestellt und müsse sehen, wie er ohne Gott und sein tägliches unsichtbares Anhauchen zurechtkomme. In religiösen und moralischen Dingen gibt man noch allenfalls eine göttliche Einwirkung zu, allein in Dingen der Wissenschaften und Künste glaubt man, es sei lauter Irdisches und nichts weiter als ein Produkt rein menschlicher Kräfte. Versuche es aber doch nur einer und bringe mit menschlichem Wollen und menschlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Raphael oder Shakespeare tragen, sich an die Seite setzen lasse. Ich weiß recht wohl, daß diese drei Edeln keineswegs die einzigen sind, und daß in allen Gebieten der Kunst eine Anzahl trefflicher Geister gewirkt hat, die vollkommen so Gutes hervorgebracht als jene genannten, allein, waren sie so groß als jene, so überragten sie die ge-

wöhnliche Menschennatur in eben dem Verhältniß und waren ebenso gottbegabt als jene. Und überall: was ist es und was soll es? — Gott hat sich nach den bekannten imaginierten sechs Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben, vielmehr ist er noch fortwährend wirksam wie am ersten. Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen und sie jahraus jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte ihm sicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanzenschule für eine Welt von Geistern zu gründen. So ist er nun fortwährend in höhern Naturen wirksam, um die geringern heranzuziehen.“



Goethe=Literatur

Durch die Erschließung des Goethischen Nachlasses (1885) ist die Goethe-Wissenschaft ungemein gefördert worden. Mit der Forschung, in deren Dienst sich Männer wie Herman Grimm, Heinrich Dünker, Gustav v. Voepel u. a. stellten, wuchs auch das Verständnis und die Verehrung für Goethe. Leider haben die Goethegelehrten nicht immer das volle Verständnis für eine würdige Popularisierung des Dichters gezeigt. Ein entschiedenes Verdienst um die Verbreitung Goethischer Kunst und Weisheit haben sich Reclams Universalbibliothek, Wilhelm Bode mit seinen populären Büchern und der Vierteljahrschrift „Stunden mit Goethe“ und schließlich auch Otto Julius Bierbaum mit seinem Goethe-Kalender erworben. Der Zentralpunkt aller Goetheforschung ist heute noch Weimar. Hier befinden sich das Goethe- und Schiller-Archiv (Leiter Bernhard Suphan) mit seinem reichen Schatz von Handschriften und das weihenvolle Goethe-Nationalmuseum am Frauenplan. Ferner ist Weimar der Sitz der Deutschen Goethe-Gesellschaft (Präsident Erich Schmidt), die alljährlich mit einer wissenschaftlichen Publikation vor die Öffentlichkeit tritt und in dem von Ludwig Geiger herausgegebenen Goethe-Jahrbuch ein würdiges Organ besitzt. In Frankfurt a. M. ist das unter O. Heuers Leitung stehende Freie Deutsche Hochstift die Pflegstätte für das Andenken Goethes. Die Teilnahmslosigkeit, der Goethes Name 1849 in Deutschland begegnete, ist heute nach der Jubelfeier von 1899 nicht mehr möglich. Diesem gesteigerten Interesse für den Dichter entspricht die Goethe-Literatur, die einen fast unübersehbaren Umfang angenommen hat. Die erste erschöpfende wissenschaftliche Goethe-Bibliographie wird von Albert Köster und Anton Rippenberg mit Unterstützung der Goethe-Gesellschaft vorbereitet. Umfangreiche Literaturangaben sind zu finden in den Verzeichnissen einer Goethe-Bibliothek von Salomon Hirzel und Friedrich Meyer und in Goedekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Vollständig wird die Goethe-Literatur auch in den Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte und im Goethe-Jahrbuch verzeichnet. — Die beste Einführung in Goethe bilden natürlich seine Werke, von denen es zahlreiche Ausgaben gibt. Grundlegend für die Wissenschaft ist die aus

vier Abteilungen bestehende Weimarer Ausgabe, die von der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar begründet wurde. Würdig schließt sich ihr die Cottasche Jubiläumsausgabe an. Die von R. Heinemann und L. Geiger edierten Ausgaben können ebenfalls wissenschaftlichen Wert beanspruchen. Auch die Hempelsche Ausgabe ist noch nicht veraltet. Die erste brauchbare Volks-Ausgabe (6 Bände) hat Erich Schmidt im Auftrage der Goethe-Gesellschaft besorgt. Wer einen tieferen Blick in die vorweimarische Zeit tun will, darf S. Hirzels und J. Bernays' Sammlung „Der junge Goethe“ (neu herausgegeben von Max Morris) nicht unbenutzt lassen. Die wichtigsten Literaturangaben über die Sprüche, Briefe, Tagebücher und Gespräche sind in den Einleitungen der einzelnen Abschnitte unsres Buches verzeichnet worden. Von Sonderausgaben der Briefe sind noch zu nennen: Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, herausgegeben von Houston Stewart Chamberlain u. a.; Briefe an Charlotte von Stein (Jonas Fränkel); Briefwechsel mit Bettine v. Arnim (J. Fränkel); Briefwechsel mit Marianne von Willemer (Ph. Stein) und endlich als köstliches Hausbuch und prächtige Zierde jeder Goethe-Bibliothek die „Briefe der Frau Rat“, herausgegeben von Albert Röver. Eine in jeder Hinsicht erschöpfende Goethe-Biographie existiert noch nicht. Ausgezeichnete Dienste leistet das zweibändige Werk von Albert Bielschowsky; auch die Biographien von R. Heinemann, Rich. M. Meyer, G. Wittowski und J. R. Haarhaus (Reclam) sind in ihrer Art vortrefflich. In keiner Goethe-Bibliothek darf H. G. Gräfs fundamentales Werk „Goethe über seine Dichtungen“ (Frankfurt a. M. 6 Bde.) fehlen. Gründliche Erläuterungen zu Goethes Lyrik haben H. Viehoff und H. Düntzer verfaßt. Berthold Litzmanns Buch „Goethes Lyrik“ (Berlin 1903) wird jedem ästhetisch empfindenden Leser einen hohen Genuß bieten. Dasselbe gilt von Artur Rutschers geistvoller Arbeit „Das Naturgefühl in Goethes Lyrik“ (Leipzig 1906). Die Jugendlyrik hat auch Eugen Wolff von wissenschaftlichen Gesichtspunkten behandelt: „Der junge Goethe“, Oldenburg 1907. Unter den zahllosen Erläuterungsschriften zu Goethes Werken nimmt die Faustliteratur die erste Stellung ein. Erich Schmidt, der glückliche Entdecker des Urfaust, Jacob Minor, Runo Fischer, Otto Pniower und Max Morris sind die bekanntesten Faust-

interpreteten der neueren Zeit. Wertvolle biographische Einzelheiten enthalten folgende Werke: „Goethe und die Seinen“ von Ludwig Geiger; „Der Frankfurter Goethe“ von E. Menzel; „Goethe und Lavater“ von H. Fund; „Goethes Verhältnis zu Klopstock“ von O. Lyon; „Goethe in Wehlar“ von W. Herbst; „Goethes Leipziger Studentenjahre“ von J. Vogel; „Aufsätze über Goethe“ von Wilh. Scherer; „Der junge Goethe“ von Siegm. Schulze; „Goethe in Sturm und Drang“ von R. Weiskens; „Goethe in der Schweiz“ von Herzfelder; „Goethes Beziehungen zu Zürich“ von L. Hirzel; „Goethe und die lustige Zeit in Weimar“ von Diezmann; „Goethes Leben im Garten am Stern“ von W. Bode; „Goethes Freundinnen“ von Gertrud Bäumer; „Aus Goethes römischen Tagen“ von Jul. Vogel; „Auf Goethes Spuren in Italien“ von J. R. Haarhaus; „Goethe unser Reisebegleiter in Italien“ von G. v. Graevenik; „Zur Nachgeschichte der italienischen Reise“ von O. Harnack; „Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung“ von J. Wahle; „Goethe in Dornburg“ von H. Krüger-Westend; „Goethe und Österreich“ von A. Sauer; „Goethe in Krankheitstagen“ von Fr. A. Schäfer; „Goethes Tod“ von E. Schüddetopf. — „Goethe“, Vorlesungen von Herman Grimm; „Charakteristiken“ von Erich Schmidt; „Gedanken über Goethe“ von V. Hehn; „Goethe und die königliche Kunst“ von H. Wernicke; „Goethe in der Epoche seiner Vollendung“ von O. Harnack; „Goethe und die Bibel“ von H. Henkel; „Vorträge über Goethe“ von A. Luther; „Goethes Lebenskunst“, „Goethes Persönlichkeit“, „Goethes bester Rat“ von W. Bode; „Goethe ein Kinderfreund“ von R. Muthesius; „Goethes Charakter“ von R. Saitschid; „Über das Pathologische bei Goethe“ von P. J. Möbbius; „Goethe und Carlyle“ von E. Saenger; „Goethe und die Brüder Grimm“ von R. Steig; „Goethe und die Romantik“ von Schüddetopf und Walzel; „Goethe und der Orient“ von H. Krüger-Westend; „Goethes Weltanschauung auf historischer Grundlage“ von Ewald A. Bouche; „Goethe und die bildende Kunst“ von Th. Volbeler; „Goethe in seinem Verhältnis zur Musik“ von W. v. Bock; „Goethe und Napoleon“ von A. Fischer; „Goethes Philosophie aus seinen Werken“ von M. Heynacher; „Goethe und der Materialismus“ von M. Seilling; „Kant, Schiller, Goethe“ von R. Vorländer;

„Goethe und kein Ende“ von Du Bois-Reymond; „Goethe als Naturforscher“ von Rud. Magnus, S. Kalischer, R. Virchow und Helmholtz; „Goethe als Naturfreund und Naturforscher“ von O. Wünsche; „Goethe als Botaniker“ von F. Cohn; „Goethe als Historiker“ von Wegele; „Goethe und die Professoren“ von Schröder; „Goethe im zwanzigsten Jahrhundert“ von Wilhelm Bölsche; „Goethe am Ausgang des Jahrhunderts“ von Fr. Servaes; „Der Volks-Goethe“ von H. Krüger-Westend. — „Goethe im Urtheile seiner Zeitgenossen“ von Julius W. Braun; „Aus dem Lager der Goethe-Segner“ von M. Holzmann; „Wie sah Goethe aus?“ von Fr. Stahl; „Goethes Kopf und Gestalt“ von Karl Bauer; „Das klassische Weimar“ von E. Scheidemantel; „Goethe-Bilderbuch für das deutsche Volk“ von Frz. Neubert.

